

V. Variation und Sprachkontakt

34. Variation in der deutschen Sprache

1. Einleitung
2. Variationslinguistik
3. Varietäten des Deutschen und der Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“
4. Literatur in Auswahl

1. Einleitung

In den deutschsprachigen Ländern ist die Standardsprache die allgemein verbreitete und verbindliche Amtssprache, d. h. die an Schulen und in öffentlichen Ämtern gebräuchliche Sprachform. Sie ist nicht zuletzt aus diesem Grund im Unterricht Deutsch als Fremdsprache (DaF) der erste und wichtigste Gegenstand und das eigentliche Ziel des Unterrichts. Diese Fokussierung auf die Standardsprache versperrt jedoch den Blick auf ein besonderes Charakteristikum der deutschen Sprache, nämlich auf deren Variabilität.

Die Sprachsituation in den deutschsprachigen Ländern ist durch eine Vielfalt sprachlicher Ausdrucksformen gekennzeichnet. Hierzu gehört nicht nur die Variation innerhalb der deutschen Sprache, sondern auch das Nebeneinander unterschiedlicher Sprachen, wie man es z. B. in der Schweiz in der Gestalt mehrerer offizieller Amtssprachen (neben Deutsch auch Italienisch und Französisch sowie – regional – auch Rätoromanisch) vorfinden kann. Eine partielle Mehrsprachigkeit kann auch für Deutschland und Österreich konstatiert werden, wenn man Minderheitensprachen wie das Sorbische und Friesische in Deutschland und die Sprachen von Migranten berücksichtigt, die eine wichtige Rolle in vielen Alltagssituationen spielen. Vor diesem Hintergrund ist die Variabilität innerhalb der deutschen Sprache zu betrachten. Man geht allgemein davon aus, dass individuelle Sprecher und Sprecherinnen über eine Reihe unterschiedlicher Varietäten und Stile des Deutschen verfügen und diese situationsadäquat einzusetzen in der Lage sind. Die „innere Mehrsprachigkeit“ ist besonders in der Muttersprache stark ausgeprägt. Für die Fremdsprachenforschung und -didaktik ergibt sich aus dieser Beobachtung die Frage, in wieweit die Kompetenzen in unterschiedlichen Varietäten und Stilen in einer zu erlernenden Fremdsprache Gegenstand und Ziel eines Fremd- und Zweitsprachenunterrichts sein sollen.

2. Variationslinguistik

Die Variationslinguistik, d. h. die Untersuchung und theoretische Modellierung der Variation innerhalb einer Sprache, ist seit den 1960er Jahren in der Linguistik etabliert. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie – in der Tradition der klassischen Arbeiten Labovs

(u. a. 1966) – quantitativ-empirisch ausgerichtet ist. Auf der Basis von Ergebnissen datenorientierter Untersuchungen werden Theorien über ein System von sprachlichen Ausdrucksformen entwickelt.

2.1. Sprachliche Ausdrucksformen: Sprache – Varietät – Stil

Die Inhomogenität einer Sprache wie Deutsch, die in zahlreiche sprachliche Ausdrucksformen zerfällt, lässt sich begrifflich als ein Neben- und Miteinander von unterschiedlichen Varietäten und Stilen begreifen. Die Definition der Begriffe *Sprache*, *Varietät* und *Stil* (auch: *Register*) ist dabei ein viel diskutiertes Problem. Die Definition des Begriffs *Sprache* ist theorieabhängig. In der Varietätenlinguistik versteht man darunter z. B. die „Menge von ‚Varietäten‘ (...), deren Eigenschaften in einem mehrdimensionalen Raum – beispielsweise als Schnittpunkte historischer, regionaler, sozialer und situativer Koordinaten – festgelegt sind“ (Dittmar 1997: 175).

Die Grenzen zwischen *Sprachen* sind oft fließend, da z. B. wie im Fall des Deutschen und Niederländischen genealogische Verwandtschaftsbeziehungen bestehen, die sich in einer relativ großen strukturellen und lexikalischen Ähnlichkeit niederschlagen. Dass dennoch von zwei unterschiedlichen Sprachen gesprochen wird, hängt u. a. mit der Tatsache zusammen, dass das Niederländische wie das Deutsche standardisiert und normiert ist. Zu der Anerkennung als Sprache trägt auch bei, dass sowohl das Niederländische als auch das Deutsche Amtssprache in autonomen Staaten ist (anders als dies z. B. für das Niederdeutsche der Fall ist). Die Anerkennung einer Sprache hängt also eng mit Faktoren wie Norm und Verbreitung in einem Staatsgebiet zusammen (vgl. Haugen 1966; Auer 2004b). Ein häufig genanntes Kriterium der Zugehörigkeit von sprachlichen Ausdrucksformen zu einer Sprache ist das der gegenseitigen Verständlichkeit. Alle Ausdrucksformen, die untereinander verständlich sind, gehören nach diesem Kriterium zu einer Sprache. Sprachen zeigen untereinander dagegen diese Eigenschaft nicht. Dass das Kriterium uneindeutig („Verständlichkeit“ bedeutet nicht für jeden dasselbe) und darüber hinaus nicht in allen Kontexten anwendbar ist, zeigen z. B. die niederdeutschen und niederländischen Dialekte, die historisch ein Kontinuum eng verwandter Varietäten bilden und die eine gegenseitige Verständigung durchaus auch heute noch ermöglichen. Dennoch gelten die niederdeutschen und niederländischen Dialekte als Varietäten unterschiedlicher Sprachen.

Varietäten sind Subsysteme von Sprachen, d. h. sie zeigen – theoretisch idealisiert – systematische grammatische und lexikalische Eigenschaften, die sie von anderen Varietäten unterscheiden. Die Unterschiede werden i. d. R. als Varianten (= konkrete Formen) von Variablen (= abstrakte sprachliche Bedeutungs- oder Funktionskonzepte) beschrieben, die auf unterschiedlichen linguistischen Ebenen erscheinen können.

Varietäten und *Stile* unterscheiden sich sowohl strukturell als auch funktional voneinander. Während Varietäten untereinander so große strukturelle Unterschiede aufweisen, dass eine Unterscheidung von Varietäten auf Systemebene (d. h. als eigenständige (sub-)codes) gut motivierbar ist, ist dies bei Stilen nicht der Fall. Stile sind in sehr viel stärkerem Maße als Varietäten funktions- und situationsabhängige sprachliche Ausdrucksformen.

2.2. Kriterien der Varietätendifferenzierung

Die Unterscheidung von Varietäten geschieht in der Regel auf der Basis von außersprachlichen Faktoren. Diese Faktoren sind in der Lage, einen Varietätenraum (Dittmar 1997: 174–177) einer Sprache zu motivieren. Je nach Anzahl der berücksichtigten Dimensionen kann man zwischen einem zwei-, drei- oder vierdimensionalen Varietätenraum unterscheiden. Seit der Arbeit von Nabrings (1981) werden vor allem die diatopische, diachrone, diastratische und diaphasische (oder: diasituative) Dimension zur Beschreibung eines Varietätenraums herangezogen. Die vier Dimensionen können wissenschaftsgeschichtlich als Entwicklungsschritte des Forschungsparadigmas angesehen werden.

Für die Soziolinguistik sind seit den 1960er Jahren vor allem zwei Dimensionen von zentralem Interesse, die diastratische („vertikale“) Dimension, die sich mit Variation entlang sozialer Unterschiede befasst (im weitesten Sinne: mit Gruppenvarietäten), und die diatopische („horizontale“) Dimension, die Variation im Raum untersucht. In der Berücksichtigung der diatopischen Dimension steht die Soziolinguistik in der Tradition der Dialektologie, die seit dem 19. Jahrhundert die dialektale Variation wissenschaftlich untersucht (in Deutschland beginnend mit Schmeller 1821). Die Dialektologie selbst ist im Kontext der vorherrschenden sprachwissenschaftlichen Paradigmen des 19. Jahrhunderts, d. h. der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und der Junggrammatiker, eine auf historische Entwicklungsprozesse ausgerichtete Disziplin, die die diatopische Beschreibungsdimension für Varietäten also mit der diachronen Dimension verbindet. Neuere soziolinguistische Ansätze der Sprachwandelforschung beziehen die diachrone Perspektive ebenfalls ein. Die diaphasische Dimension schließlich ist etwa seit den 1980er Jahren als Erweiterung des Forschungsparadigmas einzubeziehen. Der situationsabhängige Sprachgebrauch wurde u. a. in der Erp-Studie (Besch et al. 1981; Hufschmidt et al. 1983) untersucht und zuletzt für Wittlich (Lenz 2003) wieder als Forschungsfrage aufgegriffen. Abhängig von den vier Dimensionen nach Nabrings (1981) können Varietäten und Stile des Deutschen nach den für sie jeweils dominanten, konstitutiven Dimensionen beschrieben werden.

Neben den genannten vier Beschreibungsdimensionen werden weitere in der Forschungsliteratur diskutiert. Dazu gehören die Normierung/Kodifizierung als Kriterium der Beschreibung von Standardvarietäten, der Sprachkontakt (z. B. bei Pidgins und Creoles) und das Individuum im Fall der Beschreibung individueller Varietäten (auch: „personale Dimension“, Dittmar 1997: 181).

2.2.1. Diachrone Variation

Die diachrone Dimension ist für die Variationslinguistik aus unterschiedlichen Perspektiven von Interesse. Zum einen macht der Vergleich unterschiedlicher Sprachperioden (im Fall des Deutschen: Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Frühneuhochdeutsch und Neuhochdeutsch) unmittelbar klar, dass Sprachen nicht über längere Zeiträume hinweg unveränderlich sind. Die Sprachgeschichte, die oft in ihren Darstellungen suggeriert, das Alt- oder Mittelhochdeutsche sei eine einheitliche Sprache gewesen, versperrt dabei oft den Blick auf die Variation, die ältere Sprachstufen des Deutschen natürlich genau so betrifft wie das heutige Deutsch.

Zum anderen nutzt die Variationslinguistik in ihren Untersuchungen die Möglichkeiten, die das moderne Zeitalter heute in Bezug auf Datenspeicherung und -verarbeitung liefert, um die diachrone Dimension zu berücksichtigen. Es ist möglich, durch Analyse unterschiedlicher Datenkorpora den Wandel von Varietäten zu beschreiben.

Zum dritten hat die Variationslinguistik Methoden entwickelt, auf der Basis synchroner Daten Aussagen über diachrone Entwicklungen von Varietäten treffen zu können. Hier sind vor allem zwei Richtungen zu unterscheiden: (a) der Vergleich von Sprechern/Sprecherinnen unterschiedlicher Generationen, der – unter der Annahme, dass die Sprecher und Sprecherinnen ihren Sprachgebrauch nicht wesentlich mit zunehmendem Alter verändern (vgl. hierzu aber Mattheier 1980: 46–55, der einen sich in Abhängigkeit vom sozialen Alter verändernden individuellen Sprachgebrauch annimmt; modifiziert in Mattheier 1994) – einen Sprachwandel perspektivisch sichtbar macht, und (b) der Vergleich unterschiedlicher Stile, die als „altertümlich“ oder „modern“ klassifiziert werden können (u. a. Rossipal 1973).

2.2.2. Diatopische Variation

Die diatopische Variation des Deutschen ist sehr gut untersucht und stellt sicherlich den Forschungsbereich in der Variationslinguistik dar, über den die differenziertesten Aussagen gemacht werden können. Gleichzeitig aber ist die diatopische Variation besonders seit Mitte des 20. Jahrhunderts starken Veränderungen unterworfen, die zu einer Veränderung des Gefüges regionaler (d. h. diatopisch zu beschreibender) Varietäten geführt haben. Während die deutsche Sprachgeschichte seit dem ausgehenden Mittelalter durch starke Standardisierungstendenzen zunächst im Geschriebenen, später auch im Gesprochenen gekennzeichnet war, zeigt sich seit der Mitte des 20. Jahrhunderts eine deutliche Tendenz zu Destandardisierung (Bellmann 1983; Mattheier 2003; Spiekermann 2005a). Gleichzeitig findet (nach Bellmann 1983) ein Dialektabbau statt, so dass der oft in Darstellungen zur diatopischen Variation des Deutschen beschworene Gegensatz zwischen Standardsprache und Dialekt zusehends aufgebrochen wird. Ergebnis dieser Entwicklung sind neue Varietäten im Zwischenbereich zwischen Standardsprache und Dialekt, der sog. „Neue Substandard“ (Bellmann 1983).

In Modellierungen regionaler Varietäten wird traditionell zwischen drei Ebenen unterschieden, auf denen sich Varietäten abhängig von ihrer kommunikativen Reichweite voneinander differenzieren lassen. Während die Standardsprache als die sprachliche Ausdrucksform mit der größten kommunikativen Reichweite gilt, die das gesamte Sprachgebiet umfasst, wird den Dialekten (oder: Mundarten) nur eine kleinräumige Kommunikationswirkung zugebilligt. Zwischen diesen beiden Varietäten wird eine Gruppe von Varietäten mit einer mittleren Kommunikationsreichweite angenommen, die „Umgangssprachen“ oder besser: Regionalsprachen.

Das Verhältnis zwischen den regionalen Varietäten ist in den deutschsprachigen Regionen durchaus unterschiedlich (vgl. Mattheier 1980; Schmidt 1998; Ammon 2003; Auer 2004a). Während in Süddeutschland und Österreich ein Kontinuum regionaler Varietäten (Diaglossie) angenommen wird und in der Schweiz und in den Teilen Norddeutschlands, in denen noch Niederdeutsch gesprochen wird, traditionell von einem Nebeneinander von Dialekt und (hochdeutschem) Standard ausgegangen wird (Diglossie), begegnet in weiten Teilen Nord- und Mitteldeutschlands das Phänomen des Dialektschwundes, d. h.

das Zurückdrängen der alten nieder- und mitteldeutschen Dialekte zugunsten des Standarddeutschen bzw. standardnaher Formen des Neuen Substandards.

In einem Modell regionaler Varietäten lässt sich das Verhältnis der Varietäten zueinander wie folgt für die Diaglossie darstellen:

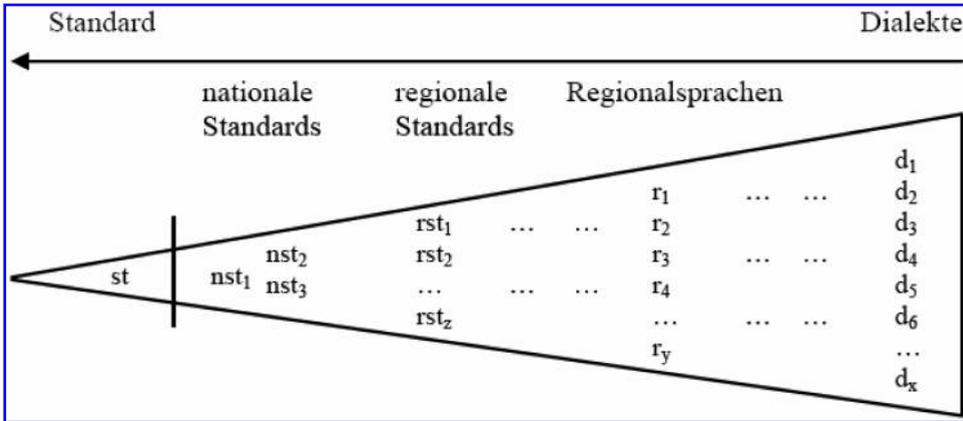


Abb. 34.1: Modell regionaler Varietäten, Baßler und Spiekermann (2001a)

Zwischen den Polen Standardsprache (als idealisierte, im Alltag nicht realisierte, variatonsfreie und überregional gültige sprachliche Ausdrucksform) und Dialekt (mit kleinräumiger Verbreitung und minimaler Orientierung an der standardsprachlichen Norm) sind eine Reihe mehr oder weniger großräumig gebrauchter und mehr oder weniger stark an der standardsprachlichen Norm orientierter Varietäten anzunehmen.

Das Modell stellt eine Idealisierung dar, von der abgewichen werden kann. Besonders im dialektnahen Bereich werden weitere Varietätengruppen unterschieden. Dittmar (1997: 179) unterscheidet zwischen lokalen, regionalen, städtischen und überregionalen Varietäten, wobei letztere mit Regionalsprachen in Abb. 34.1 identifiziert werden können.

Dialekte

Es ist üblich, die Dialekte des Deutschen von Norden nach Süden in drei große Gebiete einzuteilen: in das Niederdeutsche, das Mitteldeutsche und das Oberdeutsche, wobei die beiden letztgenannten auch zum Hochdeutschen zusammengefasst werden. Jedes dieser Dialektgebiete zerfällt nach unterschiedlichen Kriterien in kleinere Dialekträume. Zwischen dialektalen Kerngebieten sind i. d. R. Mischgebiete auszumachen, die als Übergangszonen zwischen Dialekten aufzufassen sind (vgl. Abb. 34.2). Die Untergliederung der Dialekte des Deutschen richtet sich traditionell zunächst einmal nach den Ergebnissen der Zweiten (oder: Hochdeutschen) Lautverschiebung: Während im Niederdeutschen die alten westgermanischen Plosive /p t k/ erhalten geblieben sind, sind sie in den oberdeutschen Dialekten nahezu vollständig zu homorganen Frikativen /f s x/ oder Affrikaten /pf ts kx/ verschoben.

(1) Zweite Lautverschiebung

nddt. <i>aap</i> , <i>peerd</i>	hdt. <i>Affe</i> , <i>Pferd</i>
nddt. <i>water</i> , <i>taal</i>	hdt. <i>Wasser</i> , <i>Zahl</i>
nddt. <i>ik</i> , <i>kind</i>	hdt. <i>ich</i> , <i>k(ch)ind</i>

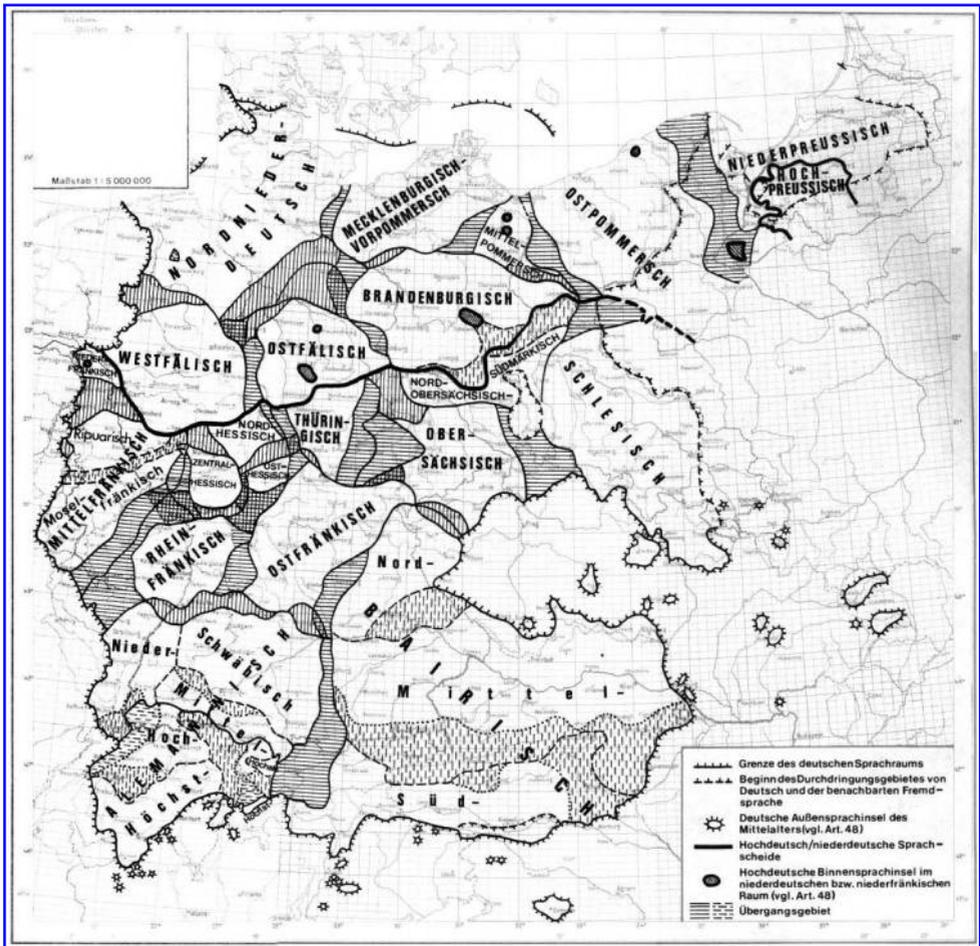


Abb. 34.2: Die deutschen Mundarten am Anfang des 20. Jahrhunderts (Wiesinger 1983: 830)

Im Mitteldeutschen sind die Prozesse der Zweiten Lautverschiebung nur zum Teil durchgeführt worden. Neben phonologischen Kriterien spielen insbesondere morphologische und lexikalische bei der Differenzierung der deutschen Dialekte eine wichtige Rolle. So lassen sich die niederdeutschen und niederfränkischen Dialekte nach dem Kriterium der Bildung des Einheitsplurals in der verbalen Flexion (auf {+en} oder {+et}, z. B. *wiljilse mahen* vs. *mahet* ‚mähen‘) in Niederfränkisch (auf {+en}), Westniederdeutsch (auf {+et}) und Ostniederdeutsch (auf {+en}) einteilen. Für einzelne Dialektgebiete ist der Gebrauch bestimmter Pronomen charakteristisch. So verwendet z. B. das Ostfälische für die Akkusativ- und Dativformen der Personalpronomen der 1. und 2. Person Singular (*mirl/mich* bzw. *dirl/dich*) die Formen *mik* und *dik*, während alle anderen niederdeutschen Dialekte in diesen Fällen die Einheitsformen *mi* und *di* gebrauchen. Für das Bairische ist der Gebrauch von *enk* für *euch* typisch. Die Grenze zwischen dem Schwäbischen und dem Niederalemannischen lässt sich auch lexikalisch fassen: Während es im Schwäbischen wie im Standard *Wiese* für eine landwirtschaftlich genutzte Grünfläche heißt, ist der entsprechende Begriff im Niederalemannischen die *Matte*.

Die Basisdialekte sind dem Einfluss (a) der Standardsprache und (b) anderer Dialekte ausgesetzt, was dazu führt, dass die ursprünglichen Dialekte mehr und mehr zurückgedrängt und durch Regionaldialekte, d. h. regionale Ausgleichsvarietäten ersetzt werden. Die örtlichen Merkmale werden dabei durch allgemein verbreitete regionale Merkmale ersetzt (vgl. hierzu z. B. Schwarz, Spiekermann und Streck demn.).

Die Dialekte stehen nicht nur aus struktureller Perspektive im Kontrast zu den Standardvarietäten. Auch in Fragen von Sprachbewertung und Spracheinstellungen, die für den Gebrauch der Varietäten von großer Bedeutung sind, werden Dialekte vorzugsweise den Standardvarietäten gegenüber gestellt. Viele Untersuchungen zu diesem Problem zeigen, dass der Dialekt gegenüber dem Standard in der nächstsprachlichen Kommunikation Vorteile besitzt, während der Standard seine Stärken in den Bereichen zeigt, in denen eine konkrete Leistung (z. B. ein gewählter sprachlicher Ausdruck oder ein moderner Wortschatz) erbracht werden soll (Steinig 1982).

Standardvarietäten

Die Standardvarietäten des Deutschen sind das Ergebnis eines Jahrhunderte andauernden Standardisierungsprozesses, der sich in unterschiedlichen Phasen vollzogen und die gesprochene und geschriebene Sprache in unterschiedlicher Art und Weise ergriffen hat. Ergebnis dieses Standardisierungsprozesses ist eine Normierung und Kodifizierung des Lexikons, der Grammatik, Lautung und Orthographie. Herausragendes Kennzeichen des Standards ist die Normierung.

Variation innerhalb des Standards (verstanden als neutraler Begriff der sprachlichen Ausdrucksform, die im Modell den Dialekten gegenüber steht) lässt sich unter Zugrundelegung zweier Faktoren genauer beschreiben: Zum einen durch die Tatsache, dass – im Fall des Deutschen – die genormte und kodifizierte Standardsprache in mehreren Staaten Amtssprache ist und die Staaten jeweils eigenverantwortlich darüber entscheiden, was innerhalb ihres Staatsgebiets als Standard anzusehen ist, zum anderen durch die bereits angesprochene Beobachtung, dass seit etwa Mitte des 20. Jahrhunderts Destandardisierungstendenzen zunehmen. Diese beiden Faktoren führen zu der Ausbildung von (a) nationalen und (b) regionalen Standardvarietäten.

Nationale Standardvarietäten sind (nach Ammon 1995) über das Kriterium der Kodifizierung definiert. Es ist für die drei großen deutschsprachigen Länder Deutschland, Österreich und die Schweiz zu konstatieren, dass jeweils eigene Kodizes bzgl. des Lexikons, der Aussprache und der Grammatik vorliegen. Es lassen sich demnach drei nationale Standardvarietäten im Deutschen unterscheiden. Ammon (1995) nennt diese „nationale Vollzentren“ im Gegensatz zu den Staaten und Regionen, die Kodizes der Nachbarstaaten übernehmen („nationale Halbzentren“, z. B. Luxemburg und Liechtenstein). Für die Kodifizierung der Standardsprache in der Schweiz – um nur ein Beispiel zu geben – werden u. a. Veröffentlichungen der Duden-Redaktion als Belege herangezogen (z. B. Kaiser 1969/70 und Meyer 1989). Ammon nennt als weiteres Kriterium für die Annahme nationaler Standardvarietäten das Vorkommen nationaler Varianten, d. h. sprachlicher Kennzeichen auf phonologischer, grammatischer, lexikalischer oder pragmatischer Ebene, die nur in einem der Vollzentren gebräuchlich sind. Zu den auffälligsten Kennzeichen der nationalen Standardvarietäten gehören Wortschatzvarianten. Nationale Varianten sind aber auf allen linguistischen Ebenen zu finden, also auch in der Phonologie, Morphologie und Syntax. Bislang wenig untersucht sind Varianten in der Pragmatik. In Österreich gehört hierzu u. a. die Angabe von Titeln in der Anrede Höhergestellter (Wie-

singer 2001: 488), während dies in Deutschland und der Schweiz zunehmend unüblich geworden ist.

Die Annahme nationaler Standardvarietäten geht auf das Konzept der plurinationalen (oder: plurizentrischen) Sprache zurück, nach dem eine Sprache in unterschiedlichen Staaten gebraucht wird und dort unterschiedlichen Kodifizierungen unterliegen kann (vgl. hierzu Ammon 1998; Clyne 1989). Dieses Konzept wird durch das der Pluriarealität (Scheuringer 1997) ergänzt, nach dem es innerhalb eines Staates nicht nur ein Sprachzentrum geben muss, sondern mehrere regionale Zentren für die Ausbildung regionaler Standardvarietäten verantwortlich sein können. Dass das Konzept der Pluriarealität gerade für das Deutsche sehr fruchtbar ist, erklärt sich aus der föderalistischen Tradition der deutschsprachigen Staaten, die auch für die im Vergleich zu anderen europäischen Ländern relativ großen Unterschiede in den Ausprägungen der Dialekte verantwortlich gemacht werden kann.

Für regionale Standardvarietäten kann gezeigt werden, dass diese sich durch die Bewahrung bestimmter Merkmale zugrunde liegender Dialekte und Regionalsprachen voneinander abgrenzen lassen. Auch wenn regionale Standardvarietäten bislang noch wenig untersucht sind, lassen sich doch Ergebnisse unterschiedlicher Untersuchungen zusammentragen, die eine Idee davon geben, wie regionale Standardvarietäten im Deutschen verteilt sind. Die Ergebnisse des *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland* (König 1989) sowie der Untersuchung von Berend (2005), die mit Daten des König-Korpus gearbeitet hat, deuten darauf hin, dass innerhalb (West-) Deutschlands zumindest ein Südwest-Sprechstandard (nach Berend 2005: 166) auf alemannischem Substrat und ein Südost-Sprechstandard auf bairischem und ostfränkischem Substrat gut beschrieben werden können. Dies bestätigen auch die Ergebnisse zu einem alemannischen Regionalstandard in Spiekermann (2008).

Nationalen und regionalen Standardvarietäten ist gemein, dass sie in formellen Situationen gebraucht werden, in denen die Verwendung von Varietäten gefordert ist, die eine möglichst weite Verständlichkeit garantieren (Spiekermann 2008: 33). Nach diesem Kriterium des situationsabhängigen Gebrauchs sind die Varietäten von den Regionalsprachen, die in halbformellen Situationen zur Anwendung kommen, gut zu unterscheiden.

Regionalsprachen

Regionalsprachen umfassen alle Varietäten, die im Kontinuum regionaler Varietäten (vgl. Abb. 34.1) zwischen den Dialekten und den Standardvarietäten anzusetzen sind. Durch die bereits angesprochenen Tendenzen der Destandardisierung und des Dialektabbaus sind es gerade die Regionalsprachen, die in jüngster Zeit großen Veränderungen unterworfen sind. Regionalsprachen decken ein breites Spektrum von Varietäten ab, die je nach Standard- oder Dialektnähe in unterschiedlicher Art und Weise Merkmale des Standards oder des Dialekts aufnehmen können.

2.2.3. Diastratische Variation

Mit der klassischen Soziolinguistik (Labov 1966 u. a.) beginnt die Erforschung des Sprachgebrauchs im sozialen Kontext. Sprache wird als Indikator für soziale Kategorien untersucht und der Sprachgebrauch als sozial stratifiziert verstanden. Zu den klassischen soziolinguistischen Variablen gehören das Alter, das Geschlecht, die soziale Schicht und

die ethnische Herkunft. Nach diesen Kriterien sind Gruppen von Sprechern und Sprecherinnen bestimmbar, in denen ein spezifischer Sprachgebrauch zu der Ausbildung von Soziolekten führt.

Die Untersuchung von Soziolekten des Deutschen ist – anders etwa als im Englischen (Durrell 1999) – relativ schwierig, da der Gebrauch bestimmter Varietäten hier nur relativ schwach an soziale Klassen gebunden ist. Soziolekte werden traditionell als Sprechweisen unterschiedlicher sozialer Klassen verstanden. Tatsächlich scheint es im Deutschen eher so zu sein, dass es stilistische Unterschiede in Abhängigkeit z. B. von der sozialen Herkunft und der Bildung gibt, dass Varietäten jedoch über soziale Grenzen hinweg gebraucht werden können. Die Verwendung des Dialekts ist im Deutschen durchaus nicht auf untere soziale Schichten beschränkt, sondern in allen Bevölkerungsgruppen zu beobachten. Aus dieser Perspektive ist es nicht verwunderlich, dass sich die Variationslinguistik schwer damit tut, Soziolekte des Deutschen zu bestimmen. Dittmar (1997: 189–190) definiert Soziolekte entsprechend weit und fasst diese als „Gruppensprache“ auf, wobei eine Gruppe nach unterschiedlichen Kriterien (also nicht nur nach dem ohnehin schwer fassbaren Kriterium der sozialen Schicht) definiert werden kann.

Eine wichtige Gruppensprache ist die Fachsprache, die für bestimmte berufliche Tätigkeits- und Wissensbereiche spezifische und in ihrer Bedeutung normierte Fachterminologie verwendet. Fachsprachen wie die Wissenschaftssprache der Medizin oder die Techniksprache der Kraftfahrzeugtechnik (vgl. hierzu die Diskussion in Roelcke 1999) richten sich an Fachleute, d. h. an die Gruppe der Sprachbenutzer, die im täglichen Umgang die spezifische Varietät ihrer Fachrichtung in Wissenschaft, Technik und Verwaltung verwenden. Fachsprachen zeichnen sich nicht nur durch ihren klar definierten Fachwortschatz aus, sondern auch durch typische Eigenschaften auf der Text- und Satzebene (vgl. hierzu auch Hoffmann 2001), die mit den Stichworten Normierung, Genauigkeit und Ökonomie der Informationsübertragung umschrieben werden können.

Als eine weitere Gruppensprache wird in vielen Darstellungen die Sprache von Frauen und von Männern betrachtet. Genderlekte – um einen geschlechtsneutralen Begriff zu verwenden – werden seit den 1970er Jahren systematisch erforscht. Die linguistische Genderforschung hat ihren Ursprung in Arbeiten in den USA (u. a. Key 1972 und 1975; Lakoff 1975), in denen sowohl Asymmetrien im Sprachsystem als auch im Sprachgebrauch thematisiert werden. Es geht hierbei u. a. um das Kommunikationsverhalten von Frauen und Männern, das als „Language of Apology“ (Sprache der Frauen) und „Language of Explanation“ (Männersprache) einander gegenüber gestellt wird. Am Beginn der Genderforschung in Deutschland stehen Arbeiten, die auf Asymmetrien im Sprachsystem fokussieren (Trömel-Plötz 1978; Pusch 1979). In den frühen Arbeiten von Trömel-Plötz ist eine heute akzeptierte, in der frühen Genderforschung aber marginalisierte Auffassung bereits formuliert, nämlich die, dass „Frauensprache“ nicht ausschließlich von Frauen und „Männersprache“ nicht ausschließlich von Männern gesprochen wird. Trömel-Plötz (1978: 61–62) spricht von „weiblichen Registern“, die durchaus auch von Männern verwendet werden können. Zu diesen Registern gehören z. B. Mechanismen, mit denen eigene Aussagen abgeschwächt werden können, wie die Einschränkung der Gültigkeit von Aussagen, z. B. durch *Es scheint, dass* oder *Ich würde sagen, dass*. Weibliche Register (oder: Stile) werden in der Kommunikation, d. h. im Austausch mit dem Gesprächspartner erzeugt. Dieses Aushandlungsverfahren lässt sich als „doing gender“ (West und Zimmerman 1987) beschreiben.

Gelten Genderlekte als habituelle Gruppensprachen, d. h. als solche, bei denen die Sprecher und Sprecherinnen dauerhaft eine soziale Gruppierung bilden, so sind Jugend-

sprachen eher als transitorische Gruppensprachen zu beschreiben. Hier sind die Gruppenbildungen i. d. R. temporär begrenzt und als Übergangsphase zu klassifizieren. Die Jugendsprachforschung in Deutschland beginnt in den 1980er Jahren. Jugendsprache wird dabei vor dem Hintergrund der Sprechergruppe zunächst als Gerontolekt verstanden, d. h. als sprachliche Ausdrucksform, deren Sprecher durch ihr biologisches und soziales Alter erfasst werden können (vgl. zu der Problematik der Erfassung der Gruppe „Jugend“ aber Schlobinski 1989). Für die Jugendsprachen sind unterschiedliche Merkmale charakteristisch. Hierzu gehören rhetorische Verfahren wie Sprachspiele, die zur Verfremdung und Ironisierung der Erwachsenenwelt genutzt werden (vgl. Schlobinski 1989), aber auch typische verbale Verfahren wie der Gebrauch bestimmter Partikel (z. B. die Diskurspartikel *ey*) und Steigerungs- (z. B. *total*, *voll*) und Wertungsbegriffe (z. B. *geil*, *fett*, *porno*). Theorien über den Ursprung typisch jugendsprachlicher Lexeme sehen vor allem Medien (Comics, Musik, Fernsehen, Computer, auch die Werbung) und Fremdsprachen (vor allem das Englische) als mögliche Quellen an. Die für die Jugendsprache typische sprachliche Kreativität schließt aber auch Wortneuschöpfungen und vor allem semantische Umdeutungen (z. B. *Hirsch*, ikonisch für ‚Motorrad‘) nicht aus. Jugendsprachen zeigen eine gewisse Nähe zu anderen Subsprachen des Deutschen, insbesondere zu Gauner-, Sponti- und Drogensprachen und übernehmen aus diesen z. T. Ausdrücke. Neuere Forschungsansätze (u. a. Androutopoulos 1997; Schlobinski und Heins 1998) betrachten die Jugendsprache im Kontext von Jugendkulturen. Jugendsprache ist hier nur ein Mosaikstein in der Lebenswelt von Jugendlichen, zu der zahlreiche weitere Aspekte (Schule, Mode, Musik, Sport, soziale Beziehungen etc.) gehören. Die Sprache gilt dabei als wesentlicher Bestandteil der Jugendkultur, die wichtige Funktionen in der Ausbildung einer Gruppenidentität erhält. Die „peer-group“ gilt dabei als Orientierungspunkt. Jugendsprache dient hier zum Ausdruck einer konvergenten Haltung nach innen und einer divergenten nach außen.

Durch eine Reihe von empirischen Untersuchungen ist der Sprachgebrauch in (multi-)ethnischen Jugendgruppen inzwischen gut untersucht. In Deutschland sind vor allem die Arbeiten von Tertilt (1996) über Gespräche mit türkischen Jugendlichen aus Frankfurt (Bornheim), von Füglein (2000) zum Sprachgebrauch von türkischen Jugendlichen in München, Böblingen, Urbach und Nürnberg, von Kallmeyer et al. (2002) zu „türkischen Powergirls“ in Mannheim sowie von Dirim und Auer (2004) zu multiethnischen und multilingualen Jugendgruppen in Hamburg zu nennen. Auer (2003) kann zeigen, dass primäre Ethnolekte medial stilisiert und damit zur Vorlage neu entstehender de-ethnisierter Stile werden können, die u. a. von Jugendlichen mit deutscher Muttersprache benutzt werden. In der medialen Stilisierung (z. B. durch Comedians) werden Merkmale des Ethnolekts aufgegriffen und zu Stereotypen aufgewertet. Zu diesen Merkmalen gehören (nach Tertilt 1996 und Füglein 2000) das Fehlen von Artikelwörtern oder Präpositionen, z. B. *ich wohn ja Karl-Preis-Platz*, die Vertauschung von Genera, z. B. *der ganze Dorf*, die Vertauschung von Präpositionen, z. B. *sich von anderen Leuten wehren*, sowie die auffällig häufige Verwendung von Diskurspartikeln wie *weistdu* und *verstehstdu* und Steigerungs- und Bewertungspartikeln wie *krass*, *voll* und *korrekt*. Ethnolekte wie diejenigen, die Auer (2003) beschreibt, sind in ihrem Gebrauch nicht allein durch die Sprechergruppe, sondern auch durch die Situation bestimmt. Die Sprecher der Ethnolekte verfügen über ein Repertoire an unterschiedlichen sprachlichen Ausdrucksmitteln, das sie situationsadäquat einsetzen können. Aus dieser Perspektive ist es nicht überraschend, dass in der Forschung im Zusammenhang mit jugendsprachlichen Ethnolekten – ebenso

wie bei Jugendsprachen an sich – oft von Stilen und nicht von Varietäten die Rede ist. Für diese Analyse spricht auch, dass – wie Schlobinski (1989) argumentiert – die strukturellen Eigenarten der Jugendsprachen zu gering sind und zu wenig von „anderen“ Varietäten abweichen, als dass sich dadurch die Annahme einer jugendsprachlichen Varietät motivieren ließe. Ähnliches gilt auch für die Genderlekte.

2.2.4. Diaphasische Variation

Unter situationsabhängiger, diaphasischer/diasituativer Variation lassen sich einige der zuvor behandelten sprachlichen Ausdrucksformen fassen, darunter insbesondere die Genderlekte und jugendsprachliche Stile. Nabrings (1981: 140 ff.) bespricht unter dem Stichwort „diasituative Dimension“ unterschiedliche, für die Sprechsituation relevante Faktoren, darunter den Gesprächspartner, der ganz entscheidend auf die Wahl einer Varietät oder eines Stils in einer bestimmten Situation einwirkt und an den sich Sprecher/Sprecherinnen häufig sprachlich anpassen. Einen erheblichen Einfluss auf die Wahl der sprachlichen Ausdrucksformen hat auch das Medium. Hier wird grundsätzlich zwischen geschriebener und gesprochener Sprache unterschieden. Von der Wahl des Mediums ist auch die Frage abhängig, welche Kommunikationsform verwendet wird. Mit diesen sind bestimmte Funktionen und Formen assoziiert. Der *wissenschaftliche Vortrag* weist Merkmale auf, die für Standardvarietäten typisch sind, d. h. eine Orientierung an einer sprachlichen Norm und die Wahl von linguistischen Varianten, die eine möglichst großräumige Verständlichkeit erwarten lassen. Gleichzeitig sind in wissenschaftlichen Vorträgen Züge von Fachsprachen, insbesondere ein fachsprachlicher Wortschatz, erwartbar. Die *E-Mail* dagegen kann Züge von Dialekten, Jugendsprachen und anderen Varietäten und Stilen enthalten, die eine gewisse Entfernung vom Standard aufweisen, da hier oft – besonders in privaten E-Mails – eine weiträumige Verständlichkeit eine geringe Rolle spielt und Nähesprachlichkeit, wie sie z. B. durch Dialekte oder Jugendsprachen ausgedrückt werden kann, im Vordergrund steht. Weitere Faktoren, die auf die Sprechsituation einwirken, sind der Ort der Kommunikation und das gewählte Thema.

Die diaphasische Dimension kann auch im Hinblick auf Unterschiede im Sprachstil eine Rolle spielen. Die im Alltag häufig anzutreffende Unterscheidung zwischen einem formellen und einem informellen Stil kann auf der Basis eines situationsabhängigen Sprachgebrauchs erfasst werden. Ein formeller Stil wird dann an Merkmale der Standardvarietäten gebunden sein, ein informeller Stil an Merkmale einer Umgangssprache/Alltagssprache. Diese ist häufig durch Dialekte oder andere Varietäten beeinflusst, kann aber auch alleine bezogen auf die Standardsprache beschrieben werden. Der Unterschied zwischen Standard und Umgangssprache wäre dann als Unterschied zwischen Lento- und Allegroausprache beschreibbar (Meinhold 1973; Dressler 1975). In informellen Kontexten kommt es zu Verkürzungen und Verschleifungen standardsprachlicher Formen, die z. B. als Apokopierungen oder Klitisierungen erscheinen (Bsp. 2).

- (2) Schwa-Apokope: *ich geh(e), ich lauf(e)*
 /t/-Apokope: *nich(t), is(t), un(d)*
 Klitisierungen: *er hat's* (,er hat es')

Strukturen wie diese sind für sprachliche Ausdrucksformen in informellen Situationen typisch. Diese können als allegrosprachliche Stile im Gegensatz zum lentosprachlichen Standard aufgefasst werden.

3. Varietäten des Deutschen und der Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“

Die Relevanz der Variation innerhalb der deutschen Sprache für den Deutsch als Fremdsprache-Unterricht ergibt sich aus zwei Perspektiven: Zum einen gilt für Fremdsprachenlernende (wie für alle Lernenden einer Sprache) das Prinzip, dass die sprachliche Form erworben wird, die in der Umgebung Verwendung findet (das *Input-Prinzip*, Dittmar und Schmidt-Regener 2001: 520). Hier kommt es insbesondere auf den diatopischen und diastratischen Dimensionen zu Anpassungen der Lernenden an die in der Umgebung gebräuchlichen sprachlichen Ausdrucksformen. Der DaF-Unterricht hat sich hier insbesondere der Aufgabe zu stellen, wie Unterschiede in Ausdrücken der diatopischen und diastratischen Varietäten die im Unterricht erworbenen i. d. R. (norm-)standardsprachlichen Deutschkenntnisse beeinflussen und wie auf diese Beeinflussung reagiert werden kann bzw. soll. Zum anderen stellt sich die Frage, wie – bezogen auf den Unterrichtsgegenstand – mit der sprachlichen Variation innerhalb des Deutschen umgegangen werden soll. Es gibt praktisch seit den 1970er Jahren, d. h. parallel zur Ausbreitung des kommunikativen Ansatzes in der Didaktik des Deutsch als Fremdsprache-Unterrichts, eine Diskussion darüber, ob der Normstandard der (einzige) Unterrichtsgegenstand und die (einzige) Unterrichtssprache sein soll bzw. darf. In der Alltagssprachlichen Wirklichkeit spielt der Normstandard heutzutage nur eine untergeordnete Rolle. Ein auf die Ausbildung von kommunikativen Fähigkeiten ausgerichteter Fremdsprachenunterricht muss diesen Umstand berücksichtigen.

Die Frage nach dem Unterrichtsgegenstand im DaF-Unterricht wurde in den vergangenen Jahren in erster Linie bezogen auf regionale Varietäten gestellt (u. a. Eichinger 1997; Hensel 2000). Hier spielen vor allem die nationalen Standardvarietäten eine große Rolle. Dies hängt letztlich auch mit den sprachpolitischen Interessen der unterschiedlichen deutschsprachigen Nationen zusammen: Deutschland, Österreich und die Schweiz betreiben jeweils eigenverantwortlich im Ausland Programme zur Vermittlung der deutschen Sprache unter besonderer Berücksichtigung der jeweils eigenen nationalen Schwerpunkte in den Bereichen Landeskunde, Literatur und Sprache. Dies führt dazu, dass der variationslinguistischen Realität stärker, als dies früher der Fall gewesen ist, Rechnung getragen wird (Wiesinger 1998). Nationale Standardvarietäten werden durch diese nationalen Aktivitäten stärker in den Vordergrund gerückt. Dies entspricht Forderungen, die immer wieder geäußert worden sind (Hensel 2000; Baßler und Spiekermann 2001a). Es sind gerade Fachvertreter aus Österreich und der Schweiz, die sich für die Berücksichtigung nationaler Standardvarietäten im DaF-Unterricht aussprechen. Neben den nationalen Standardvarietäten werden z. B. in der Schweiz auch kleinräumigere regionale Varietäten als Unterrichtsgegenstand in Erwägung gezogen (Studer 2002). Dies ist – angesichts der Alltagssprachlichen Bedeutung der Dialekte in der Schweiz – sicherlich eine ernstzunehmende Diskussionsanregung. Für Deutschland gilt dies nur in eingeschränktem Maße, da der Dialekt hier sehr viel stärker als in der Schweiz von der Standardspra-

che im Alltag und in den Medien dominiert wird. König (1997) regt aber auch für einen DaF-Unterricht in Deutschland eine stärkere Berücksichtigung regionaler Formen an.

Der DaF-Unterricht hat auf die Forderung einer stärkeren Berücksichtigung regionaler Varietäten bislang nur zögerlich reagiert, zumindest wenn man nach den Themen und Übungen in gängigen DaF-Lehrwerken geht. Dies ist umso erstaunlicher, als durch die Aufnahme des Themenbereichs Plurizentrik der deutschen Sprache in die Themenliste des trinationalen *Zertifikats Deutsch* (ZD) eine institutionelle Basis für die Behandlung zumindest der nationalen Standardvarietäten geschaffen wurde (Zertifikat Deutsch 1999). Verschiedene Untersuchungen zur Berücksichtigung regionaler Varietäten (Baßler und Spiekermann 2001b/2002; Hägi 2005 speziell zu nationalen Varietäten) konnten zeigen, dass die Umsetzung des plurizentrischen Ansatzes in Lehrwerken und Lehr- und Lernmaterialien bislang noch ungenügend gelungen ist. Die vorherrschende „unizentrische Sicht“ (d. h. der Fokus auf die „binnendeutsche“ Standardvarietät, Ammon 1997: 143 ff.) auf die deutsche Sprache zeigt sich in den DaF-Lehrwerken (vgl. aber Art. 167: 1503–1505).

Zu den Varietäten, die systematisch im DaF-Unterricht behandelt werden, gehören die Fachsprachen (vgl. Krumm 1997: 135, der neben der Fachorientierung der Lehrmaterialien auch deren Themen- und Textsortenvielfalt hervorhebt). Dies hängt nicht zuletzt mit der engen Verknüpfung von Fachausbildung und Fachsprachausbildung zusammen. Da Fachwissen über Fachtexte vermittelt wird, sind in der wissenschaftlichen, technischen und administrativen Ausbildung profunde Kenntnisse in den jeweils gebräuchlichen Varietäten unabdingbar (s. hierzu u. a. Fluck 1992; Hoffmann 2001). Neben einer häufig kontrastiven Ausrichtung in der Behandlung von Ausgangs- und Zielsprache steht im fachbezogenen Fremdsprachunterricht vor allem die Thematisierung der sozialen und situativen Kommunikationsumstände im Vordergrund, d. h. neben lexikalischem und grammatischem Wissen geht es vor allem auch um pragmatische Kompetenzen.

Ein grundlegendes Ziel des DaF-Unterrichts sollte das Bewusstmachen der Tatsache sein, dass die deutsche Sprache uneinheitlich ist und dass Varietäten und Stile des Deutschen sich nicht nur strukturell, sondern auch funktional deutlich voneinander unterscheiden. Dieses Wissen um die Variation in der deutschen Sprache wird dazu beitragen, pragmatische Sprachkompetenzen beim Fremdsprachlerner auszubilden.

4. Literatur in Auswahl

Androutsopoulos, Jannis K.

- 1997 Mode, Medien und Musik. Jugendliche als Sprachexperten. *Der Deutschunterricht* 49: 10–20.

Ammon, Ulrich

- 1995 *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin/New York: de Gruyter.

Ammon, Ulrich

- 1997 Die nationalen Varietäten des Deutschen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 23: 141–158.

Ammon, Ulrich

- 1998 Plurinationalität oder Pluriarealität? In: Peter Ernst und Franz Patocka (Hg.), *Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger zum 60. Geburtstag*, 313–322. Wien: Edition Praesens.

- Ammon, Ulrich
 2003 Dialektschwund, Dialekt-Standard-Kontinuum, Diglossie: Drei Typen des Verhältnisses Dialekt-Standard-Varietät im deutschen Sprachgebiet. In: Jannis Androutsopoulos und Evelyn Ziegler (Hg.), „Standardfragen“. *Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation*, 163–171. Frankfurt a. M.: Lang.
- Auer, Peter
 2003 ‚Türkenslang‘ – ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformation. In: Annelies Häcki Buhofer (Hg.), *Spracherwerb und Lebensalter*, 255–264. Tübingen/Basel: Francke.
- Auer, Peter
 2004a Europe’s sociolinguistic unity, or: A typology of European dialect/standard constellations. In: Nicole Delbecque, Johan van der Auwera und Dirk Geeraerts (Hg.), *Perspectives on Variation*, 7–42. Berlin/New York: de Gruyter.
- Auer, Peter
 2004b Sprache, Grenze, Raum. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 23(2): 149–179.
- Barbour, Stephen und Patrick Stevenson
 1998 *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Baßler, Harald und Helmut Spiekermann
 2001a Dialekt und Standardsprache im DaF-Unterricht. Wie Lehrer urteilen – wie Schüler urteilen. *Linguistik online* 9 (18. 5. 2010).
- Baßler, Harald und Helmut Spiekermann
 2001b Regionale Varietäten des Deutschen im Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“ (I). *Deutsch als Fremdsprache* 38(4): 205–213.
- Baßler, Harald und Helmut Spiekermann
 2002 Regionale Varietäten des Deutschen im Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“ (II). *Deutsch als Fremdsprache* 39(1): 31–35.
- Bellmann, Günter
 1983 Probleme des Substandards im Deutschen. In: Klaus J. Mattheier (Hg.), *Aspekte der Dialekttheorie*, 105–130. Tübingen: Niemeyer.
- Berend, Nina
 2005 Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Ludwig M. Eichinger und Werner Kallmeyer (Hg.), *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* 143–170. Berlin/New York: de Gruyter.
- Besch, Werner, Jochen Hufschmidt, Angelika Kall-Holland, Eva Klein und Klaus J. Mattheier
 1981 *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsprojekt Erp-Projekt*. Band I. Berlin: Schmidt.
- Clyne, Michael
 1989 Pluricentricity: National Variety. In: Ulrich Ammon (Hg.), *Status and Function of Languages and Language Varieties*, 357–371. Berlin/New York: de Gruyter.
- Dirim, İnci und Peter Auer
 2004 *Türkisch sprechen nicht nur die Türken: Über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Dittmar, Norbert
 1997 *Grundlagen der Soziolinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Dittmar, Norbert und Irena Schmidt-Regener
 2001 Soziale Varianten und Normen. In: Gerhard Helbig, Lutz Götze, Gert Henrici und Hans-Jürgen Krumm (Hg.), *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. Band I, 520–532. Berlin/New York: de Gruyter.
- Dressler, Wolfgang U.
 1975 Methodisches zu Allegro-Regeln. In: Wolfgang U. Dressler und F. V. Mareš (Hg.), *Phonologica 1972. Akten der zweiten Internationalen Phonologie-Tagung. Wien, 5.–8. September 1972*, 219–234. München/Salzburg: Fink.

- Durrell, Martin
1999 Standardsprache in England und Deutschland. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 27: 285–308.
- Eichinger, Ludwig M.
1997 Allen ein Deutsch – jedem sein Deutsch. Wie man mit Variation umgeht. *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 23: 159–173.
- Fluck, Hans-Rüdiger
1992 *Didaktik der Fachsprachen. Aufgaben und Arbeitsfelder, Konzepte und Perspektiven im Sprachbereich Deutsch*. Tübingen: Narr.
- Füglein, Rosemarie
2000 *Kanak Sprach. Eine ethnolinguistische Untersuchung eines Sprachphänomens im Deutschen*. Unveröff. Diplomarbeit an der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften, Otto-Friedrich-Universität Bamberg.
- Girnth, Heiko
2007 Variationslinguistik. In: Markus Steinbach (Hg.), *Schnittstellen der germanistischen Linguistik*, 187–217. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Haugen, Einar
1966 Language, Dialect, Nation. *American Anthropologist* 68: 922–935.
- Hägi, Sara
2005 *Nationale Varietäten im Unterricht Deutsch als Fremdsprache*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Hensel, Sonja
2000 Welches Deutsch sollen wir lehren? *Zielsprache Deutsch* 31(1): 31–39.
- Hirschfeld, Ursula
1997 Welche Aussprache lehren wir? *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 23: 175–188.
- Hoffmann, Lothar
2001 Fachsprachen. In: Gerhard Helbig, Lutz Götze, Gert Henrici und Hans-Jürgen Krumm (Hg.), *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. Band I, 533–543. Berlin/New York: de Gruyter.
- Hufschmidt, Jochen, Eva Klein, Klaus J. Mattheier und Heinrich Mickartz
1983 *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Forschungsbericht Erp-Projekt*. Band II. Berlin: Schmidt.
- Kaiser, Stephan
1969/70 *Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz*. 2 Bände. Mannheim etc.: Bibliographisches Institut.
- Kallmeyer, Werner, Inken Keim, Sema Aslan und Ibrahim Cindark
2002 *Variationsprofile. Zur Analyse der Variationspraxis bei den „Powergirls“*. Mannheim: Institut für deutsche Sprache.
- Key, Mary Ritchie
1972 Linguistic behaviour of male and female. *Linguistics* 88: 15–31.
- Key, Mary Ritchie
1975 *Male/Female Language*. Metuchen, NJ: Scarecrow.
- Kloss, Heinz
1967 „Abstand Languages“ and „Ausbau Languages“. *Anthropological Linguistics* 9(7): 29–41.
- König, Werner
1989 *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. 2 Bände. Ismaning: Hueber.
- König, Werner
1997 Phonetisch-phonologische Regionalismen in der deutschen Standardsprache. Konsequenzen für den Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“. In: Gerhard Stickel (Hg.), *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*, 246–270. Berlin/New York: de Gruyter.
- Krumm, Hans-Jürgen
1997 Welches Deutsch lehren wir? Einführung in den thematischen Teil. *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 23: 133–139.

- Labov, William
1966 *The Social Stratification of English in New York City*. Washington: Center for Applied Linguistics.
- Lakoff, Robin
1975 *Language and Woman's Place*. New York: Harper and Row.
- Lenz, Alexandra
2003 *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteleutschen (Wittlich Eifel)*. Stuttgart: Steiner.
- Löffler, Heinrich
1994 *Germanistische Soziolinguistik*. 2. Aufl. Berlin: Schmidt.
- Mattheier, Klaus J.
1980 *Pragmatik und Soziologie der Dialekte*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Mattheier, Klaus J.
1994 Varietätensensus. Über die Möglichkeiten, die Verbreitung und Verwendung von Sprachvarietäten in Deutschland festzustellen. In: Klaus J. Mattheier und Peter Wiesinger (Hg.), *Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen*, 413–442. Tübingen: Niemeyer.
- Mattheier, Klaus J.
2003 German. In: Ana Deumert und Wim Vandenbussche (Hg.), *Germanic Standardizations. Past to Present*, 211–244. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Meinhold, Gottfried
1973 *Deutsche Standardausssprache. Lautschwächungen und Formstufen*. Jena: Friedrich-Schiller-Universität Jena.
- Meyer, Kurt
1989 *Wie sagt man in der Schweiz? Wörterbuch der schweizerischen Besonderheiten*. Mannheim etc.: Dudenverlag.
- Nabrings, Kirsten
1981 *Sprachliche Varietäten*. Tübingen: Narr.
- Pusch, Luise F.
1979 Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr – Eine Antwort auf Kalverkämpfers Kritik an Trömel-Plötz' Artikel über „Linguistik und Frauensprache“. *Linguistische Berichte* 63: 84–102.
- Roelcke, Thorsten
1999 *Fachsprachen*. Berlin: Schmidt.
- Rossipal, Hans
1973 Konnotationsbereiche, Stiloppositionen und die sogenannten „Sprachen“ in der Sprache. *Germanistische Linguistik* 73(4): 1–87.
- Scheuringer, Hermann
1997 Sprachvarietäten in Österreich. In: Gerhard Stickel (Hg.), *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*, 332–345. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schlobinski, Peter
1989 »Frau Meier hat Aids, Herr Tropfmann hat Herpes, was wollen Sie einsetzen?« Exemplarische Analyse eines Sprechstils. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 41: 1–34.
- Schlobinski, Peter und Niels-Christian Heins (Hg.)
1998 *Jugendliche und ‚ihre‘ Sprache. Sprachregister, Jugendkulturen und Wertesysteme. Empirische Studien*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schmeller, Johann Andreas
1821 *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt*. München: Thienemann.
- Schmidt, Jürgen Erich
1998 Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 117: 163–179.

- Schwarz, Christian, Helmut Spiekermann und Tobias Streck
demn. Primäre und sekundäre Dialektmerkmale. Empirische Befunde aus Dialekten und Standardvarietäten. In: *Tagungsband zur 10. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie*.
- Sieber, Peter
2001 Das Deutsche in der Schweiz. In: Gerhard Helbig, Lutz Götze, Gert Henrici und Hans-Jürgen Krumm (Hg.), *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. Band I, 491–504. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 19.1–2). Berlin/New York: de Gruyter.
- Spiekermann, Helmut
2005a Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In: Ludwig M. Eichinger und Werner Kallmeyer (Hg.), *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* 100–125. Berlin/New York: de Gruyter.
- Spiekermann, Helmut
2005b Regionale Standardsprache und der Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“. *Nouveaux Cahiers d'Allemand* 23(3): 277–288.
- Spiekermann, Helmut
2008 *Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards*. Tübingen: Niemeyer.
- Steinig, Wolfgang
1982 *Zur sozialen Bewertung dreier Varietäten in Schwaben*. Linguistische Berichte – LB Paper 67.
- Studer, Thomas
2002 Dialekte im DaF-Unterricht? Ja, aber Konturen eines Konzepts für den Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz. *Linguistik online* 10 (18. 5. 2010).
- Tertilt, Hermann
1996 *Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Trömel-Plötz, Senta
1978 Linguistik und Frauensprache. *Linguistische Berichte* 57: 49–68.
- West, Candace und Don H. Zimmerman
1987 Doing Gender. *Gender & Society* 1: 125–151.
- Wiesinger, Peter
1983 Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Werner Besch, Ulrich Knoop, Wolfgang Putschke und Herbert Ernst Wiegand (Hg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Band 2, 807–900. Berlin/New York: de Gruyter.
- Wiesinger, Peter
1998 „Deutsch als Fremdsprache“ aus österreichischer Sicht. In: Frantisek Gruzca (Hg.), *Deutsch und Auslandsgermanistik in Mitteleuropa. Geschichte – Stand – Ausblicke*, 128–137. Warszawa: Graf-Punkt.
- Wiesinger, Peter
2001 Das Deutsche in Österreich. In: Gerhard Helbig, Lutz Götze, Gert Henrici und Hans-Jürgen Krumm (Hg.), *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. Band I, 481–491. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 19.1–2). Berlin/New York: de Gruyter.
- [Zertifikat Deutsch 1999] = Weiterbildungs-Testsysteme GmbH, Goethe Institut, Österreichisches Sprachdiplom Deutsch und Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (Hg.)
1999 *Zertifikat Deutsch. Lernziele und Testformate*. Frankfurt a. M.: WBT.

Helmut Spiekermann, Freiburg (Deutschland)

35. Deutsch in Österreich: Standard, regionale und dialektale Variation

1. Grundsätzliches
2. Sprachgeografische, sprachhistorische und sprachsoziologische Voraussetzungen des österreichischen Deutsch
3. Linguistik des österreichischen Deutsch
4. Das österreichische Deutsch im Unterricht von Deutsch als Fremdsprache
5. Literatur in Auswahl

1. Grundsätzliches

Während man unter *Deutsch in Österreich* alle schriftlichen und mündlichen Varietäten der deutschen Sprache mit Standardsprache, Umgangssprachen, Dialekten, Gruppen- und Fachsprachen versteht, bezieht sich *österreichisches Deutsch* nur auf die Standardsprache mit Schriftsprache und mündlicher Realisierung. Die deutsche Standardsprache ist weder schriftlich noch mündlich eine Einheitssprache, sondern tritt in den zum deutschen Sprachraum gehörigen Ländern Deutschland, Österreich und der Schweiz mit Varianten auf, die in jeweils unterschiedlicher Weise alle sprachlichen Ebenen betreffen: die phonetisch-phonologische (und danach in Einzelheiten auch die graphematische Ebene), die morphologische, die syntaktische und die lexikalisch-semantische Ebene einschließlich der Phraseologie. Dazu kommen noch pragmatische Unterschiede. Bei größtenteils vorherrschenden verbindlichen Gemeinsamkeiten machen diese Varianten jeweils die *differentia specifica* aus und konstituieren als solche die Varietäten. Hinsichtlich ihres Umfangs verzeichnet Ebner (2009) für Österreich auf dem auffälligen Gebiet des Wortschatzes rund 8.000 Wörter, während Dudens „Großes Wörterbuch der deutschen Sprache“ (1999) einen gesamtdeutschen Wortschatz von rund 220.000 Wörtern enthält. Das macht einen standardsprachlichen Anteil an österreichischen lexikalischen Eigenheiten von etwa 3% aus, oder anders ausgedrückt: auf einen Text von 100 Wörtern würden durchschnittlich 3 Austriazismen entfallen, doch sind die tatsächlichen Verteilungen je nach Sachgebiet unterschiedlich. Trotzdem herrscht innerhalb der deutschen Sprache bezüglich der Standardsprache weitgehende länder- und gebietsübergreifende allgemeine Verständlichkeit, die heute auf Grund passiver Sprachkenntnisse durch die Wirksamkeit der Medien noch gefördert wird. Die jeweils usuellen Varianten mit allgemeiner Akzeptanz in den einzelnen Gebieten und damit auch die einzelnen Varietäten sind somit hinsichtlich ihrer normativen Gültigkeit als gleichwertig und gleichberechtigt anzusehen. Hier hat der von österreichischer Seite besonders im Vergleich zu der vielfach als vorbildlich betrachteten norddeutschen Varietät stets vertretene Grundsatz zu gelten: „Österreichisches Deutsch ist kein schlechteres, sondern ein anderes Deutsch“ (Moser 1989: 25).

Was bei dieser rein synchronen Beurteilung ausgeklammert wird, ist einerseits die Diachronie und andererseits die Verbreitung und Gültigkeit der Varianten, indem über die tatsächlich staatsgebundenen Varianten besonders der Verwaltungssprache hinaus der Großteil Alltagssprachlicher Varianten teils länderübergreifend und teils nur auf Teilbereiche eines Landes beschränkt auftritt. So deckt sich hinsichtlich der räumlichen Ver-

breitung nur ein kleiner Teil als spezifische Varianten mit den heutigen Staatsgebieten, während es sich beim größeren Teil um unspezifische Varianten handelt (Ammon 1995). Es sind von Österreich aus beurteilt einerseits länderübergreifende oberdeutsche Varianten in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz; westoberdeutsche Varianten in Südwestdeutschland, der Schweiz, Liechtenstein und im westlichsten österreichischen Bundesland Vorarlberg; sowie ostoberdeutsche Varianten in (Alt-)Bayern und Österreich. Andererseits gibt es bloß auf Teilgebiete Österreichs beschränkte Varianten, wobei vor allem im Wortschatz West-Ost-Unterschiede mit ostösterreichischem Eigenverhalten zu beobachten sind und teilweise auch Vorarlberg eine Eigenstellung einnimmt. Die Ursachen dafür liegen in der Diachronie und gehen damit auf die jahrhundertealte Geschichte der deutschen Sprache mit verschiedenartigen stammessprachlichen Grundlagen, wechselnden kulturellen Beziehungen und sich unterschiedlich entwickelnden territorialen und sprachräumlichen Verhältnissen (Dialekte, Umgangssprachen) zurück, während die heutigen Staatsterritorien trotz ihrer längeren Vorgeschichte relativ jung und erst im 19./20. Jh. entstanden sind.

Die Beurteilungen der standardsprachlichen Varietäten erfolgte in Österreich in dreifacher Weise. Als in den 1980er Jahren die Anerkennung unterschiedlicher normativer Standardvarietäten begann, wurde ein strenges plurizentrisches Modell mit der Einheit von Staatsterritorium, Nation und Sprache vertreten (Clyne 1984, 1992; Polenz 1988, 1990). Es wurde in Österreich als „österreichisch-national“ teilweise aufgegriffen (Muhr 1982, 1989; Pollak 1992), nachdem bereits nach dem Zweiten Weltkrieg die Eigenständigkeit der Sprache gegenüber Deutschland betont (Hrauda 1948) und diese in die Bildung einer österreichischen Nationalidentität einbezogen (Wiesinger 2008: 406–445) sowie das seit 1951 erscheinende und seit 1979 zunächst umstritten fortgeführte „Österreichische Wörterbuch“ für Schulen und Ämter verpflichtend vorgeschrieben worden war (Wiesinger 2008: 177–218). Im Gegensatz dazu wurde bei Ausgang von den westösterreichischen Zusammenhängen mit Bayern ein „deutsch-integratives“ pluriareales Gegenmodell entwickelt, das die Staatsgebundenheit der Standardsprache in Frage stellte und die grenzübergreifenden Gemeinsamkeiten in den Vordergrund rückte (Scheuringer 1987, 1996; Pohl 1997; Wolf 1994). Der größte Teil der Germanisten nahm jedoch einen vermittelnden „österreichisch-integrativen“ Standpunkt ein, wonach das österreichische Deutsch eine Varietät der deutschen Standardsprache bildet, die von den in Österreich geltenden Erscheinungen, unabhängig von deren jeweiliger räumlicher Verbreitung, konstituiert wird (Reiffenstein 1983; Ebner 1988, 1992; Moser 1989; Wiesinger 1988: 9–30; Ammon 1995). Diese von der österreichischen Bevölkerung nicht wahrgenommene Fachdiskussion lief nach 1995 ohne Ausgleich der verschiedenen Standpunkte aus (Wiesinger 2008: 203–218 [1995]; Scheuringer 1996b, Schrodtt 1997). Seit 2004 das Variantenwörterbuch erschienen ist (Ammon 2004), das bei räumlich sechsfacher Gliederung Deutschlands und vierfacher Österreichs die entsprechenden Verteilungen der Varianten aufzeigt und außerdem die Verbreitungen des umgangssprachlichen Wortschatzes zunehmend kartographisch erfasst werden (Eichhoff 1977–2000; Elspaß/Möller), geht man trotz Anerkennung jeweiliger Besonderheiten immer mehr zur Auffassung des Deutschen als einer pluriarealen Sprache über, wozu auch ein verstärktes Regionalbewusstsein beiträgt. Da aber das österreichische Deutsch in seiner Struktur eine Varietät der deutschen Sprache ist und auch gegenwärtig alle Entwicklungen der deutschen Sprache mitvollzieht, gehen unter sprachpolitischen Voraussetzungen seit den 1930er Jahren immer wiederkehrende Versuche, es als möglichst selbständige Sprachform „Österreichisch“ hinstellen zu wollen,

an der Sprachrealität vorbei. Ebenso ist aber auch die vor allem in Deutschland praktizierte unizentrische Haltung abzulehnen, die eine meist norddeutsch geprägte Standardsprache als eine für den gesamten deutschen Sprachraum verbindliche einheitliche Norm betrachtet und damit den Sprachgebrauch vor allem in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz übergeht.

2. Sprachgeografische, sprachhistorische und sprachsoziologische Voraussetzungen des österreichischen Deutsch

Nach seinen sprachgeografischen und damit dialektalen Grundlagen gehört Österreich mit Süddeutschland und der Schweiz zum Oberdeutschen. Innerhalb dieses stellt sich sein größter Teil von Tirol im Westen bis Niederösterreich und dem Burgenland im Osten zum ostoberdeutschen Bairischen, während das westlichste Bundesland Vorarlberg sowie ein kleines westtirolisches Randgebiet um Reutte dem westoberdeutschen Alemannischen zugeordnet ist (Wiesinger 1990a). Daraus resultieren im österreichischen Deutsch oberdeutsche Gemeinsamkeiten mit Süddeutschland und der Schweiz sowie Gemeinsamkeiten des bairischen Bereiches mit (Alt-)Bayern und des alemannischen Vorarlbergs mit der Schweiz, Liechtenstein und dem süddeutschen Allgäu, was im Wortschatz besonders zu Tage tritt (vgl. 3.5.), wie überhaupt ein wesentlicher Teil des österreichischen Deutsch auf den Dialekten basiert und vor allem der sogenannte „Akzent“ und Aussprachegeohnheiten (vgl. 3.1.) bis in die Standardsprache durchwirken. Da Österreich auf drei Seiten von nicht weniger als sechs Fremdsprachen umgeben ist (Italienisch, Alpenromanisch, Slowenisch, Ungarisch, Slowakisch, Tschechisch) und in der bis 1918 bestehenden Österreichisch-Ungarischen Monarchie noch weitere Fremdsprachen galten (Kroatisch, Serbisch, Polnisch, Ukrainisch, Rumänisch), kam es auch zu Entlehnungen aus diesen Nachbarsprachen (Wiesinger 1990c). Schließlich ist als dritte Quelle das allmählich zum heutigen Staat führende Territorialgebilde und seine Verwaltung mit dem Hauptsitz in Wien zu nennen, auf das die österreichische Verwaltungssprache zurückgeht.

Bis um die Mitte des 18. Jhs. galt in Österreich und Bayern die sich von der Kanzleisprache Kaiser Maximilians I. herleitende, bairisch geprägte oberdeutsche Schriftsprache (Wiesinger 2008: 241–252). Ab 1750 kam es zur Übernahme der mitteldeutsch-norddeutschen Form nach dem Vorbild von J. Ch. Gottscheds „Deutscher Sprachkunst“ von 1748 (Wiesinger 2008: 253–304; 305–336). Dies hatte bis um die Mitte des 19. Jhs. besonders unter dem Einfluss der Normvorgaben des als verbindlich betrachteten „Grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart“ (1793–1801) von J. Ch. Adelung zur Folge, dass die heimische Sprachtradition und da vor allem der heimische Wortschatz zugunsten einer einheitlichen Schriftsprache besonders von der Schule unterdrückt wurde (Wiesinger 2008: 385–406). Erst mit der Gründung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1866/67 und des Deutschen Reiches 1871 trat allmählich auch die sprachliche Verschiedenheit deutlich ins Bewusstsein und kam die zunächst negativ konnotierte Bezeichnung „österreichisches (Hoch)deutsch“ auf (Lewi 1875). Zunehmend und besonders seit 1945 mit der Wiederherstellung der Souveränität Österreichs nach seiner Integrierung in das nationalsozialistische Deutsche Reich ab 1938 entwickelte sich, verbunden mit einer neuen nationalen Identität, auch das österreichische Deutsch zu einer verbindlichen Varietät (Wiesinger 2008: 407–445).

In sprachsoziologischer Hinsicht gilt ein breites Spektrum mündlicher Variation. Bezüglich der Alltagssprache bildet es den Substandard, denn die österreichisch geprägte Standardsprache wird in erster Linie in nur wenigen Situationen des öffentlichen Lebens wie Rundfunk, Fernsehen, Kirche und Schule als offiziöse Sprachform und das mit phonostilistischen Abstufungen gebraucht und bloß eine kleine besonders städtische Bildungsschicht spricht sie auch als Alltagssprache. Die mündliche Variation ist abhängig von der sozialen Stellung mit Bildung, Beruf, Verbalintensität und Mobilität, der Generationszugehörigkeit, dem Geschlecht, der Gesprächssituation und dem ländlichen oder städtischen Wohnort. Versucht man unter Einbindung von volkstümlichen Sprachvorstellungen eine Klassifikation, dann lässt sich trotz unterschiedlichem individuellen Verhalten und kontinuierlichen Übergängen das mündliche Variationsspektrum in die Varietäten Dialekt und die als „Hochdeutsch“ bezeichnete Standardsprache als die äußeren Pole und einer als Umgangssprache bezeichneten, auf das „Hochdeutsche“ gerichteten Übergangsskala einteilen (Wiesinger 2008: 25–36). Eine Vorstellung kann der Musteratz „Heute Abend kommt mein Bruder nach Hause“ vermitteln, der in einem ländlichen Ort im niederösterreichischen Weinviertel nördlich von Wien von einzelnen Sprechern in vierfacher Form zu hören ist:

1. *Heint af d'Nächt kimmt mei' Bruider hoam.*
[hãnt av d nɔxt khĩnt mã:ĩ 'brudɐ hõẽm]
2. *Heit auf d' Nächt kummt mei' Bruader ham.*
[hait avv d nɔxt khummt mãĩ 'brudɐ hã:m]
3. *Heut Ábnd kommt mei Bruder z'Haus.*
[høt 'ɔ:md khomt ma:ɪ 'bru:dɐ dzaʊz]
4. *Heut Abnd kommt mein Bruder nach Haus.*
[høt 'a:md khomt main bru:dɐ nax 'haʊz].

Während 1 den örtlichen Basisdialekt der alten eingesessenen bäuerlichen Bevölkerung bildet, verkörpert 2 den von der Stadt Wien abhängigen regionalen Verkehrsdialekt der mittleren und jüngeren Generation. Dem „Hochdeutschen“ 4 angenähert ist die Umgangssprache 3, die die auffälligen Dialektmerkmale aufgibt (Wiesinger 2008: 25–36; 49–60).

Auf Grund einer 1984/85 und 1991/92 durchgeführten Umfrage (Steinegger 1998; Wiesinger 2008: 37–48) bezeichnen sich 79% als Dialektsprecher und nennen 50% den Dialekt, 45% die Umgangssprache und 5% das „Hochdeutsche“ als ihre durchschnittliche Alltagssprache. In Dörfern liegen diese Durchschnittswerte bei 62:35:3%, während sich Großstädter mit 27:65:8% geradezu umgekehrt verhalten. Hinsichtlich der sozialen Faktoren nimmt der Dialekt von einer unteren über eine mittlere zu einer höheren Sozialschicht zugunsten der höheren Varietäten im Gesamtdurchschnitt von 76:23:1%, 47:49:4% und 35:56:9% ab. Bezüglich der einzelnen Gesprächssituationen lässt sich eine Dialektabnahme zugunsten der höheren Varietäten mit zunehmendem Abstand zum Gesprächspartner beobachten, so dass sich ein deutliches Gefälle von Familie und Partnern über das kleine Geschäft zum täglichen Einkauf, die Kollegen am Arbeitsplatz, die Bank und das Kleidergeschäft bis zum Arzt, Vorgesetzten am Arbeitsplatz und dem städtischen Amt ergibt. Zunehmend lässt sich aber beobachten, dass auch in offiziellen

Situationen immer mehr die dialektale Färbung und der Dialekt selbst um sich greifen und frühere, noch um 1960/70 geltende „hochdeutsch“-standardsprachliche Konventionen mit zum Teil gesellschaftlichen Sanktionierungen fallen. Auch die Schule hat sich im Unterricht zunehmend auf die Umgangssprache als mündliche Konversationsform eingependelt.

3. Linguistik des österreichischen Deutsch

Im Folgenden werden charakteristische Erscheinungen der deutschen Schrift- und Standardsprache in Österreich auf allen sprachlichen Ebenen kurz beschrieben.

3.1. Zu Aussprache und Schreibung

Einen wichtigen, mangels geeigneter Beschreibungsmethoden leider vernachlässigten suprasegmentalen Bereich bilden zunächst die sprechkonstitutiven Eigenschaften der Artikulationsbasis, der Lautbildung (Artikulation) und der Sprechmelodie (Intonation). Diese populär als „Färbung“ oder „Akzent“ bezeichneten Eigenschaften sind landschaftlich verschieden und schlagen vom Dialekt bis in die Standardsprache durch. Nach den dialektalen Grundlagen gelten in Österreich Varianten eines bairischen und in Vorarlberg mit dem Westtiroler Gebiet um Reutte eines alemannischen Typus.

Zu den suprasegmentalen Eigenschaften gehört aber auch die Wortakzentuierung. Dabei erfolgt bei der jüngeren Generation gegenüber der tradierten Verhaltensweise insofern eine Änderung, als in unterschiedlichem Ausmaß mittel- und norddeutsch bestimmte Akzentuierungen aufgegriffen werden. Obwohl die österreichischen Akzentuierungen ursprünglich auch in Bayern und teilweise in Schwaben galten, sind sie dort ebenfalls zurückgegangen. Eine Übersicht der wortweisen Abstufungen bietet Wiesinger (2008: 61–86).

Es gibt in Österreich aber auch segmentale phonetische Eigenschaften der Standardsprache. Dabei lassen sich vor allem im öffentlichen Sprechen in Rundfunk und Fernsehen durchschnittlich drei Ausspracheniveaus beobachten. Geschulte Sprecher wie Schauspieler, Rezipienten, Ansager und Nachrichtensprecher weisen das höchste Sprechniveau auf, indem sie sich für das prononcierte Sprechen an den Regeln des Siebs und des Duden-Aussprachewörterbuches orientieren. Dem steht die Laienaussprache gegenüber, die das landschaftlich unterschiedliche Lautinventar gebraucht. Dazwischen befinden sich mehr oder minder geschulte Sprecher wie die Moderatoren verschiedener Sendungen, die sich in unterschiedlicher Weise nach der einen oder anderen Art verhalten. (Beschreibungen Wiesinger 2009; zum problematischen Aussprachewörterbuch von Muhr 2007 vgl. u. a. Pohl 2007 und Wiesinger 2009).

Hinsichtlich seiner Lautqualitäten klingt das österreichische Deutsch relativ weich durch geringe Intensität der Plosiv- und Frikativfortes, wobei anlautendes <p> und <t> vor Vokalen im Gegensatz zum stets aspirierten <k> nur wenig oder gar nicht behaucht werden. Die Leniskonsonanten , <d>, <g>, <s> sowie <j> als [ʒ] in französischen Lehnwörtern werden in oberdeutscher Weise meist stimmlos gebildet und erfahren keine merkliche Auslautverhärtung, so dass /<p>, <d>/<t> und <s>/

<ß> im Auslaut vielfach zu Lenes neutralisiert werden, z. B. in *grob* : *Ysop*, *Tod* : *Not*, *Mus* : *Fuß*. Während geschulte Sprecher unterscheiden, fallen dialektal und umgangssprachlich die anlautenden Plosivlenes und -fortes <d>/<t>, /<p> besonders im Donau- und Voralpenraum in stimmlose Lenes bis Halbfortes zusammen, so dass kein Unterschied mehr besteht zwischen *Dank* : *Tank*, *backen* : *packen*, *Draht* : *trat*, *Blatt* : *platt*. Dagegen werden <g> und <k> vor Vokalen stets unterschieden, z. B. *Garten* : *Karten*, fallen aber vor Konsonanten ebenfalls in [g] zusammen, z. B. *Greis* : *Kreis*. Im Inlaut bleibt jedoch die Unterscheidung von Lenes und Fortes aufrecht; z. B. *leiden* : *leiten*, *behaben* : *Haken*, *reisen* : *reißen*. Die Endsilbe -ig wird nach der Schreibung mit Plosiv [g] realisiert, z. B. ['bilig] ‚billig‘, ['kønig] ‚König‘. In einer Reihe von Fremdwörtern wird anlautendes <ch> als Fortisplosiv [k] gesprochen, z. B. in *China*, *Chemie*, *Chirurg*, *Chaos* und in ihren Ableitungen. Ferner gilt in einer Reihe von Fremdwörtern im Anlaut vielfach [st] und [sp], so in *Stil*, *Struktur*, *sporadisch*. Präkonsonantisches r wird meist zum [ɐ]-Schwa vokalisiert, z. B. in *Schirm*, *erben*, *horchen*, während r nach a schwindet, so dass *Bart/Bad*, *Narren/nahen* lautgleich werden.

Aus dem Vokalismus ist der relativ geringe Öffnungsgrad der kurzen Vokale <i> – <ü> – <u> und <e> – <ö> – <o> zu nennen. Geschriebenes langes <ä> etwa in *Käse*, *nähen*, *spät* wird außer in Vorarlberg und teilweise in Tirol meist als geschlossenes [e:] realisiert, was in *wählen*, *erzählen* durchwegs gilt. In Fremdwörtern aus dem Französischen wird entweder Nasalvokal beibehalten wie in [ʃã:s] ‚Chance‘, [ba'lã:s] ‚Balance‘ oder es wird Vokal + n artikuliert wie in [bal'ko:n] ‚Balkon‘, [za'lo:n] ‚Salon‘.

Das unbetonte e in *Bote*, *Tage* sowie in den Vorsilben *be-* und *ge-* wird nicht als Schwalaut [ə], sondern als leicht offenes [ɛ] artikuliert. In der Endsilbe -en bleibt dieser Vokal nach den Nasalen *m*, *n*, *ng* erhalten, wie in *kommen*, *lehnen*, *singen*. Dagegen wird der Vokal nach allen anderen Konsonanten wie in *leiden*, *tappen*, *fallen* usw. synkopiert und werden die Plosive nasal gelöst. In der Endsilbe -er tritt durch die r-Vokalisierung der [ɐ]-Schwa ein. Hingegen wird die Vorsilbe *er-* stets [ɛɐ] ausgesprochen, was meist auch für die Vorsilben *ver-*, *zer* als [fɛɐ], [tsɛɐ], gilt, die aber auch zu [fɛ], [tsɛ] abgeschwächt werden können. In den Ableitungssilben -*tum*, -*it*, -*ik*, -*iz* hört man vielfach die Kurzvokale [u] und [i].

Abweichende Schreibungen auf Grund anderer Vokalquantität sind *Kücken* statt *Küken* und *Geschoße* statt *Geschosse* und ohne Auswirkungen auf die Aussprache zusammengeschiedenes *sodass* neben *so dass* und *Moriz* neben *Moritz*. Dagegen gelten als veraltet *Verließ(e)* statt *Verlies(e)* und dialektabhängiges *Schleuße* neben *Schleuse*.

3.2. Zum Formengebrauch

Vor allem Fremdwörter, doch auch einzelne Erbwörter zeigen Genusunterschiede, die sich heute durch Anpassung an Deutschland gegenüber früher verringert haben. So heißt es in Österreich gegenüber Deutschland meist *das* : *die E-Mail*, *das* : *die SMS*, *das* : *der Puder*, *das* : *der Fries*. Schwanken durch deutschen Einfluss herrscht etwa in *der/das* : *das Abszess*, *der/das* : *der Prospekt*, *das/die* : *die Vokabel*. Gegenüber Deutschland gilt in Österreich nur ein Genus in *das* : *der/das Biskuit*, *das* : *der/das Gulasch*, *das* : *der/das Sandwich*, *das* : *die/das Coca-Cola*. Alle drei Genera zeigt *Joghurt*: in Vorarlberg mit Deutschland und der Schweiz *der*, sonst *das*, in Ostösterreich teilweise auch *die*. Genusunterschiede können auch Formunterschiede auslösen. So heißt es gegenüber Deutsch-

land der Schranken : die Schranke, der Akt : die Akte, der Karren : die Karre, der Scherben : die Scherbe, die Zehe : der Zeh, das Offert : die Offerte. In der Pluralbildung wird häufig umgelautet, so in die Erlässe, Wägen, Krägen, Pölster. In französischen Fremdwörtern gilt in Österreich -s-Plural in die Parfums : Parfulüme, die Interieurs : Interieure, die Billiards : Billarde und -en-Plural in die Saisonen : Saisons, die Fassonen : Fassons, die Cremes : Cremes. Umgangsprachliche -n-Plurale nach -l in Neutra werden in Austriazismen häufig auch geschrieben, so die Mädeln, Würsteln, (Brat)hendeln, Brezeln.

3.3. Zur Wortbildung

Die Diminutivbildung erfolgt dialektal und umgangssprachlich auf zweifache Weise, indem in Ost- und Südösterreich meist zum Ausdruck des Kleinen -(e)l und mit persönlich-emotionalem Bezug -erl verwendet wird. In Westösterreich lauten die beiden Formen in Oberkärnten und im größten Teil von Tirol -(e)l und -(e)le, aber in Westtirol und im alemannischen Vorarlberg nur einheitlich -(e)le. So heißt es z. B. *Kindel* : *Kinderl* bzw. *Kindel* : *Kindle* sowie in Westtirol nur *Kindle* und in Vorarlberg *Kindele*. Während schriftsprachlich meist -chen und bei Wörtern auf -ch -lein gilt, z. B. *Nachtkästchen*, *Fläschchen*, *Tüchlein*, zeigen Austriazismen und stark umgangssprachlich gebundene Wörter die l-Formen. Formale Diminutionen ohne semantischen Verkleinerungsbezug sind *Würstel*, (*Salat*)*häuptel* ‚Salatkopf‘, *Kipfel* ‚Hörnchen‘, *Krögel* ‚halber Liter Bier‘, *Hendel* ‚Huhn‘, *Brezel*. Ihre echten Diminutionen werden dann mit -erl bzw. -(e)le gebildet. Solche feste Austriazismen sind z. B. *Sackerl* ‚Tüte‘, *Zuckerl* ‚Bonbon‘, *Salzstangerl* ‚längliches, mit Salz bestreutes Gebäck‘, *Schwammerl* ‚Pilz‘, *Stamperl* ‚Schnapsgläschen‘, *Stockerl* ‚einfacher Hocker aus Holz‘, *Pickerl* ‚Autoprüfmarke‘, deren Plural meist -erln lautet.

In der Komposition wird bei starken Maskulina und Neutra die Fügung im Genitiv Singular mit -s bevorzugt, so dass es *Gesangsverein*, *Gelenksentzündung*, *Rindsbraten*, *Schweinsbraten* heißt. Als bloßes Fugenzeichen wird es auch auf Feminina übertragen wie *Fabrikсарbeiter*, *Aufnahmsprüfung*. Ein historisches Genitiv-s zeigt auch das Adverb *durchwegs*.

3.4. Zur Syntax

Unter wenigen typischen Eigenheiten ist hier der mündliche und zunehmend auch schriftliche oberdeutsche Gebrauch des Perfekts an Stelle des Imperfekts als Erzählzeit der Vergangenheit hervozuheben, z. B. *ich habe gezahlt*, *ich bin gegangen*. Ferner gilt in ebenfalls oberdeutscher Weise bei einigen Zustands- und Bewegungsverben die Perfektbildung mit *sein*, z. B. *ich bin gesessen*, *gelegen*, *gestanden*, *gekniert*.

Ferner erfolgt gegenüber Deutschland ein zum Teil abweichender oder zusätzlicher Gebrauch von Präpositionen, z. B. er kommt *auf* : zu Besuch, sie gehen *auf* : in Urlaub, er macht eine Prüfung *aus* : in Chemie, er hat *auf* : – den Geburtstag vergessen, wir bleiben *für* : – zwei Wochen. Statt *auf dem* ist die dialektale und umgangssprachliche Kontraktion *am* schon länger standardsprachlich üblich, z. B. *am Land*, *am Bauernhof*.

Schließlich erfolgt in Nebensätzen mit mehrteiligem Prädikat aus *haben* und den Infinitiven eines Voll- und Modalverbs die Abfolge *Vollverb + haben + Modalverb*, während in Deutschland *haben* die Spitzenstellung einnimmt, z. B. Eine Stimme, die ich ohne weiteres als eine allererste *bezeichnen hätte können* (Th. Bernhard).

3.5. Zum Wortschatz

Den auffälligsten Anteil am österreichischen Deutsch macht der Wortschatz aus. Dabei gibt es über neutrale Austriazismen hinaus wie *Fensterstock : Fensterlaibung*, *Sprossenkohl : Rosenkohl*, *Geld beheben : abheben*, *sich verkühlen : sich (v)erkälten*, auch sprachsoziologisch gebundenen Wortschatz. So gehören etwa der Umgangssprache an *Watsche* für *Ohrfeige*, *hantig* für *barsch*, *picken* für *kleben* und sind saloppe Ausdrücke *Flasche* für *Ohrfeige*, *Haberer* für *Freund*, *hackeln* für *arbeiten*.

Obwohl alle Sachgebiete betreffend, gibt es ein unterschiedlich starkes Vorkommen des österreichischen Wortschatzes. Anhand einer charakteristischen Auswahl von 420 Wörtern bringt Ammon (1995, 157 ff.) eine achtteilige Gliederung, wobei Speisen und Mahlzeiten (Pohl 2007) sowie die Verwaltungssprache (Wiesinger 2008: 105–132) die umfänglichsten Bereiche bilden. Hinzuweisen ist, dass Österreich 1994 im Rahmen der Aufnahmeverhandlungen in die Europäische Union 23 Lebensmittelbezeichnungen für den Warenverkehr mit Österreich festschreiben ließ, u. a. *Marille*, *Kren*, *Topfen* (De Cillia 1995; Wiesinger 2008: 133–143).

Nicht aller zum österreichischen Deutsch zählender Wortschatz ist auf Österreich beschränkt. Über solchen hinaus gibt es sowohl räumliche Grenzüber- als auch Grenzünterschreitungen. Hinsichtlich seiner Stellung im Rahmen der deutschen Sprache lässt sich der österreichische Wortschatz nach seiner Verbreitung in fünf Bezeichnungs- und eine sechste Bedeutungsgruppe gliedern. Dabei ist darauf hinzuweisen, dass heute durch Mobilität, Fremdenverkehr und Medienverbund einerseits Austriazismen passiv über Österreich hinaus bekannt sind und umgekehrt Österreicher auch typische Ausdrücke aus Deutschland kennen, wie es überhaupt zunehmend Einflüsse aus Deutschland gibt, wodurch vor allem bei der jüngeren Generation Unsicherheit eintritt (Wiesinger 2008: 145–164). Die fünf Bezeichnungsgruppen lassen sich in grenzüberschreitenden unspezifischen österreichischen Wortschatz der Gruppen 1 und 2 und in spezifischen gesamt- oder teilösterreichischen Wortschatz der Gruppen 3 bis 5 einteilen:

1. Oberdeutscher Wortschatz, der Österreich mit Süddeutschland und der Schweiz gegen Mittel- und Norddeutschland verbindet, z. B. *Ferse : Hacke*, *Rechen : Harke*, *Knödel : Kloß*, *Samstag : Sonnabend*, *heuer : dieses Jahr*, *kehren : fegen*.
2. Bairisch-österreichischer Wortschatz auf Grund der gemeinsamen Stammesgrundlage bzw. späterer Sprachbeziehungen in Österreich und (Alt-)Bayern, z. B. *Maut : Zoll*, *Kren : Meerrettich*, *Topfen : Quark*, *Germ : Hefe*, *Kluppe : Wäscheklammer*, *einsagen : vorsagen* (Schule).
3. Gesamtösterreichischer Wortschatz. Er umfasst einerseits die Verwaltungssprache auf Grund der staatlichen Souveränität, z. B. *Nationalrat : Bundestag*, *Landeshauptmann : Ministerpräsident*, *Journaldienst : Bereitschaftsdienst*, *Kundmachung : Bekanntmachung*, *Ansuchen : Gesuch*, *Abfertigung : Abfindung*, *Matura : Abitur*. Andererseits hat sich, zum Teil erst in den letzten Jahrzehnten, von der Bundeshauptstadt Wien aus ein Verkehrswortschatz durchgesetzt, der erst zum Teil in Vorarlberg aufge-

- griffen wird und sich deutlich vom angrenzenden Bayern abhebt, z. B. *Tischler* : *Schreiner* (teilweise noch in Vorarlberg), *Trafik* : *Tabakladen*, *Waren in Aktion* : *Sonderangebot*, *Schularbeit* : *Klassenarbeit*, *sich verkühlen* : *sich (v)erkälten*, *Jause* : *Brotzeit*, *Marille* : *Aprikose*, *Karfiol* : *Blumenkohl* (ohne Vorarlberg); *Faschiertes* : *Hackfleisch*, *Gehacktes* (ohne Vorarlberg); *(Schlag)obers* : *(Schlag)sahne*.
4. Ost- und westösterreichischer Wortschatz, der sich zwischen dem westlichen Oberösterreich und Oberkärnten über Salzburg bis ins Nordtiroler Unterland scheidet, wobei der Westen meist mit (Alt-)Bayern konform geht. Selten liegt westliches Vordringen einer Neuerung vor wie bei *Metzger* : *Fleischhauer* (älter *Fleischhacker*) und *Fasnacht* : *Fasching*, meist handelt es sich um östliche Neuerungen, wie *Rauchfang* : *Kamin*, *Bartwisch* : *Kehrwisch* ‚Handbesen‘, *Ribisel* : *Johannisbeere*, *Krügel* : *Großes Bier*.
 5. Regionaler Wortschatz. Er begegnet für regional beschränkte Einrichtungen, Gegenstände und Vorgänge wie z. B. im ostösterreichischen Weinbaugebiet *Weinbauer* oder *Weinhauer* für den Winzer, *Sturm* für den gärenden Traubensaft, *Heuriger* für den frischgegorenen neuen Wein. Hierher stellt sich auch Vorarlberg, das seine Eigenheiten vielfach mit dem angrenzenden Allgäu und/oder der (Ost-)Schweiz teilt, wie *schaffen* : *arbeiten*, *Schreiner* : *Tischler*, *Lauch* : *Porree*, *Blumenkohl* : *Karfiol*, *Alp* : *Alm*, *Kilbi* : *Kir(ch)tag* ‚Kirchweihfest‘.
 6. In Österreich weist eine Reihe von Bezeichnungen eine eigene oder eine über die allgemeine deutsche Bedeutung hinausgehende Zusatzbedeutung auf, wobei die Verbreitungen den Gruppen 1–3 entsprechen, z. B. *Sessel* ‚einfaches Sitzmöbel mit Lehne‘ (sonst *Stuhl*), *Fauteuil* ‚bequemes gepolstertes Sitzmöbel‘ (sonst *Sessel*), *Pension* ‚Altersversorgung allgemein‘ (in Deutschland nur der Beamten, sonst *Rente*); *Bäckerei* auch ‚süßes Kleingebäck‘, *Koch* auch ‚Brei‘, *Knopf* auch ‚Knoten‘, *Anstand haben* ‚durch Beanstandung Ärger bekommen‘.

3.6. Zur Pragmatik

Kaum untersucht sind die zum Teil auch gesellschaftlich unterschiedlichen Verwendungsweisen des gemeinsamen Wortschatzes wie überhaupt die Ausdrucksweise, wobei die mündlichen Sprachvarietäten auch für die Standardsprache bedeutsam sind. So geht man, wenn man krank ist, in Österreich zum *Doktor*, in Deutschland zum *Arzt*. Hat sich in Österreich jemand den *Fuß* gebrochen, fährt ihn die *Rettung* ins *Spital*, während man in Deutschland *Bein*, *Krankswagen*, *Krankenhaus* sagt. Wie teilweise auch noch in Süddeutschland ist es in Österreich nicht üblich, beim Grüßen und bei der Anrede gegenüber Bekannten den Namen zu verwenden. Dass sich Österreicher besonders gegenüber der meist kurz angebundenen direkten norddeutschen Verhaltensweise liebenswürdig und wortreich, ja manche zum Teil sogar umständlich und wiederholend ausdrücken, ist auch ein pragmatischer Zug (Muhr 1993b).

4. Das österreichische Deutsch im Unterricht von Deutsch als Fremdsprache

Wie Deutschland und die Schweiz betreibt auch Österreich im Ausland Deutschunterricht unter Zugrundelegung des österreichischen Deutsch sowie Unterricht in österreichi-

scher Landeskunde und in österreichischer Literatur vor allem der Gegenwart (Wiesinger 2008: 165–175). Angesichts der plurizentrischen bzw. pluriarealen Gestaltung der deutschen Sprache ist es trotz des damit verbundenen Mehraufwandes nicht länger angebracht, Deutsch als Einheitssprache zu lehren (Krumm 1997). Dies kann in der Weise geschehen, dass als Orientierungspunkt für die zu vermittelnde Norm das nächstliegende geografische Land gewählt wird und ausgehend vom gemeinsamen sprachlichen Grundbestand allmählich und besonders ab der Mittelstufe die Varianten einbezogen und bewusst gemacht werden. Außerdem empfiehlt es sich, hinsichtlich der standardsprachlichen Aussprache auch das muttersprachliche Verhalten der Deutschlernenden einzubeziehen und den gemeinsamen Lautbestand zu nützen, soweit es die tatsächlichen standardsprachlichen Gebrauchsweisen des Deutschen zulassen. Auch in der Landeskunde ist es erforderlich, der Verschiedenheit der deutschsprachigen Länder Rechnung zu tragen. Die auf solche Weise erzielbare stärkere Realitätsnähe wird auch dazu beitragen, bei den Deutschlernenden den oftmals auftretenden Erfahrungsschock beim Besuch deutschsprachiger Länder zu mindern (Wiesinger 1997).

5. Literatur in Auswahl

Ammon, Ulrich

1995 *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin/New York: De Gruyter.

Ammon, Ulrich et al.

2004 *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin/New York: De Gruyter.

Bürkle, Michael

1995 *Zur Aussprache des österreichischen Standarddeutschen. Die unbetonten Silben*. Frankfurt a. M. et al.: Lang.

Clyne, Michael

1984 *Language and Society in the German-speaking Countries*. Cambridge: University Press.

Clyne, Michael

1992 *Pluricentric Languages. Different Norms in Different Nations*. Berlin/New York: de Gruyter.

De Cillia, Rudolf

1995 Erdäpfelsalat bleibt Erdäpfelsalat: Österreichisches Deutsch und EU-Beitritt. In: Rudolf Muhr, Richard Schrodt und Peter Wiesinger (Hg.), 121–131.

Ebner, Jakob

1988 Wörter und Wendungen des österreichischen Deutsch. In: Wiesinger (Hg.), 99–187.

Ebner, Jakob

1992 Deutsch in Österreich. *Der Deutschunterricht* 44(6): 44–55.

Ebner, Jakob

1996 Zu Besonderheiten der österreichischen Orthografie im Österreichischen Wörterbuch. *LernSprache Deutsch* 4: 33–38.

Ebner, Jakob

2009 *Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch des österreichischen Deutsch*. 4. Aufl. Mannheim et al.: Duden. [¹1969, ²1980, ³1996].

Eichhoff, Jürgen

1977–2000 *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*. 4 Bde. Bern/München: Sauer.

Elspaß, Stephan und Robert Möller

Atlas der deutschen Alltagssprache. <http://www.uni-augsburg.de/alltagssprache> (21. 12. 2009).

- Forer, Rosa und Hans Moser
 1988 Beobachtungen zum westösterreichischen Sonderwortschatz. In: Wiesinger (Hg.), 189–209.
- Hrauda, Carl Friedrich
 1948 *Die Sprache des Österreichers*. Salzburg: Österreichischer Kulturverlag.
- Krumm, Hans-Jürgen
 1997 Welches Deutsch lehren wir? *Jahrbuch für Deutsch als Fremdsprache* 23: 133–139.
- Lewi, Hermann
 1875 *Das österreichische Hochdeutsch. Versuch einer Darstellung seiner hervorstechendsten Fehler und fehlerhaften Eigentümlichkeiten*. Wien: Bermann & Altmann.
- Lipold, Günter
 1988 Die österreichische Variante der deutschen Standardaussprache. In: Wiesinger (Hg.), 31–54.
- Metzler, Karin
 1988 Das Verhalten Vorarlbergs gegenüber Wortgut aus Ostösterreich, dargestellt an Beispielen aus dem Bezeichnungsfeld „Essen, Trinken, Mahlzeiten“. In: Wiesinger (Hg.), 211–223.
- Moosmüller, Sylvia
 1991 *Hochsprache und Dialekt in Österreich. Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck*. Wien: Böhlau.
- Moser, Hans
 1989 Österreichische Aussprachenormen – Eine Gefahr für die sprachliche Einheit des Deutschen? *Jahrbuch für internationale Germanistik* 21(1): 8–25.
- Muhr, Rudolf
 1982 Österreichisch. Anmerkungen zur linguistischen Schizophrenie einer Nation. *Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft* 8: 306–319.
- Muhr, Rudolf
 1989 Deutsch und Österreich(isch): Gespaltene Sprache – Gespaltenes Bewußtsein – Gespaltene Identität. *Informationen zur Deutschdidaktik* 13(2): 74–87.
- Muhr, Rudolf (Hg.)
 1993a *Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen*. Wien: Hölder – Pichler – Tempsky.
- Muhr, Rudolf
 1993b Pragmatische Unterschiede in der deutschsprachigen Interaktion. Österreichisch – Bundesdeutsch. In: Muhr 1993a, 26–38.
- Muhr, Rudolf
 2007 *Österreichisches Aussprachewörterbuch – Österreichische Datenbank*. Frankfurt/M. et al.: Lang. (Vgl. dazu u. a. H. D. Pohl *Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft* 33, 2007: 137–141; P. Wiesinger *Beiträge zur Namenforschung N. F.* 44, 2009: 243–250).
- Muhr, Rudolf, Richard Schrodts und Peter Wiesinger (Hg.)
 1995 *Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen*. Wien: Hölder – Pichler – Tempsky.
- Muhr, Rudolf und Richard Schrodts (Hg.)
 1997 *Österreichisches Deutsch und andere Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa*. Wien: Hölder – Pichler – Tempsky.
- Österreichisches Wörterbuch*.
 Hrsg. im Auftrage des Bundesministeriums für Unterricht. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1951; 35. neubearb. Aufl. von Erich Benedikt et al. Wien 1979; 38. erweit. und neubearb. Aufl. von Otto Back et al. Wien 1997; 41. aktual. Aufl. von Otto Back et al. Wien 2009.
- Patocka, Franz
 1988 Norm und Realität. Zur Aussprache des Phonems /ä/ im Österreichischen Rundfunk. *Deutsche Sprache* 16: 226–239.

- Pohl, Heinz Dieter
 1997 Gedanken zum österreichischen Deutsch (als Teil der „pluriarealen“ deutschen Sprache). In: Rudolf Muhr und Richard Schrodts (Hg.), 67–87.
- Pohl, Heinz, Dieter
 2007 *Die österreichische Küchensprache: ein Lexikon der typisch österreichischen kulinarischen Besonderheiten (mit sprachwissenschaftlichen Erläuterungen)*. Wien: Praesens.
- Polenz, Peter von
 1988 „Binnendeutsch“ oder Plurizentrische Sprachkultur? Ein Plädoyer für Normalisierung in der Frage der „nationalen“ Varianten. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 16: 198–218.
- Polenz, Peter von
 1990 Nationale Varietäten der deutschen Sprache. *International Journal of the Sociology of Language* 83: 5–38.
- Pollak, Wolfgang
 1992 *Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? Eine sprachpolitische und soziosemiotische Analyse der sprachlichen Identität der Österreicher*. Wien: ÖGS/ISSS.
- Reiffenstein, Ingo
 1983 Deutsch in Österreich. In: *Tendenzen, Formen und Strukturen der deutschen Standardsprache nach 1945*, 15–27. Marburg/Lahn: Elwert.
- Reiffenstein, Ingo
 1995 Das Österreichische Wörterbuch: Zielsetzung und Funktionen. In: Rudolf Muhr, Richard Schrodts und Peter Wiesinger (Hg.), 158–165.
- Scheuringer, Hermann
 1987 Anpassung oder Abgrenzung? Bayern und Österreich und der schwierige Umgang mit der deutschen Standardsprache. *Deutsche Sprache* 15: 110–121.
- Scheuringer, Hermann
 1996a Das Deutsche als pluriareale Sprache. Ein Beitrag gegen staatlich begrenzte Horizonte in der Diskussion um die deutsche Sprache in Österreich. *Die Unterrichtspraxis / Teaching German* 29(2): 147–153.
- Scheuringer, Hermann
 1996b Deutsch in Österreich – Unterschiedliche Standpunkte, und wohl auch kein Kompromiß in Sicht. *tribüne – zeitschrift für sprache und schreibung* (Wien) 1996(4): 5–8.
- Schrodts, Richard
 1997 Nationale Varianten, areale Unterschiede und der „Substandard“: An den Quellen des Österreichischen Deutsch. In: Rudolf Muhr und Richard Schrodts (Hg.), 12–39.
- Sedlaczek, Robert
 2004 *Das österreichische Deutsch. Wie wir uns von unserem großen Nachbarn unterscheiden*. Wien: Ueberreuter.
- Steinegger, Guido
 1998 *Sprachverwendung und Sprachbeurteilung in Österreich und Südtirol. Ergebnisse einer Umfrage*. Frankfurt a. M. et al.: Lang.
- Stubkjaer, Flemming Talbo
 1993 Zur Reihenfolge der Verbformen des Schlußfeldes im österreichischen Deutsch. In: Muhr (Hg.) 1993a, 39–52.
- Tatzreiter, Herbert
 1988 Besonderheiten in der Morphologie der deutschen Sprache in Österreich. In: Wiesinger (Hg.), 71–98.
- Wiesinger, Peter (Hg.)
 1988 *Das österreichische Deutsch*. Wien: Böhlau.
- Wiesinger, Peter
 1990a The Central and Southern Bavarian Dialects in Bavaria and Austria. In: Charles V. J. Russ (Hg.), *The Dialects of Modern German. A Linguistic Survey*, 438–519. London: Routledge.

- Wiesinger, Peter
 1990b Standardsprache und Mundarten in Österreich. In: Stickel, Gerhard (Hg.), *Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven*, 218–232. Berlin/New York: de Gruyter.
- Wiesinger, Peter
 1990c Österreich als Sprachgrenz- und Sprachkontaktraum. In: Ludger Kremer und Hermann Niebaum, *Grenzdialekte. Studien zur Entwicklung kontinentalwestgermanischer Dialektkontinua*, 501–542. Hildesheim: Olms.
- Wiesinger, Peter
 1997 „Deutsch als Fremdsprache“ aus österreichischer Sicht. In: Kurt Bartsch et al. (Hg.), *Österreichische Germanistik im Ausland – Ideal und Wirklichkeit*, 47–56. Wien: Praesens.
- Wiesinger, Peter
 2008 *Das österreichische Deutsch in Gegenwart und Geschichte*. 2. durchges. und erweiter. Aufl. Wien/Berlin: LIT.
- Wiesinger, Peter
 2009 Die Standardaussprache in Österreich. In: Eva Maria Krech et al. (Hg.), *Deutsches Aussprachewörterbuch*, 229–258. Berlin/New York: de Gruyter.
- Wolf, Norbert Richard
 1994 Österreichisches zum österreichischen Deutsch. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 61: 66–76.

Peter Wiesinger, Wien (Österreich)

36. Deutsch in der Schweiz: Standard, regionale und dialektale Variation

1. Einleitung
2. Allgemeine Charakteristika der Situation
3. Hochdeutsch in seiner Schweizer Form
4. Mundarten und Hochdeutsch im Spannungsverhältnis
5. Literatur in Auswahl

1. Einleitung

Die Schweiz ist ein mehrsprachiger Staat, dessen Sprachenvielfalt durch die Verfassung geregelt ist: Art. 18 der schweizerischen Bundesverfassung gewährleistet die Sprachenfreiheit und Art. 70 hält im 1. Abschnitt fest: „Die Amtssprachen des Bundes sind Deutsch, Französisch und Italienisch. Im Verkehr mit Personen rätoromanischer Sprache ist auch das Rätoromanische Amtssprache des Bundes.“ (BV 1999: Art. 70.1) Im 3. Abschnitt von Art. 70 wird der Auftrag zur Förderung der Verständigung zwischen den Sprachgemeinschaften formuliert: „Bund und Kantone fördern die Verständigung und den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften.“ (BV 1999: Art. 70.3).

Die Verteilung der Einwohner der Schweiz auf die verschiedenen Hauptsprachen blieb – zumindest in den letzten Jahrzehnten – relativ stabil, wie Tabelle 1 aufgrund der Volkszählungen von 1990 und 2000 zeigt:

Tab. 36.1: Verteilung der schweizerischen Bevölkerung auf Hauptsprachen (nach: Lüdi und Werlen 2005: 7f.)

Hauptsprache	Anteile 1990	Anteile 2000	absolut 2000
Deutsch	63,6%	63,7%	4.640.359
Französisch	19,2%	20,4%	1.485.056
Italienisch	7,6%	6,5%	470.961
Rätoromanisch	0,6%	0,5%	35.095
Nichtlandessprachen	8,9%	9,0%	656.539

Betrug der Anteil von Nichtlandessprachsprechenden 1950 lediglich 0,7%, ist er bis 2000 auf 9,0% gewachsen. Die Schweiz ist von einem viersprachigen zu einem vielsprachigen Land geworden. In der deutschen Schweiz wird deutsch gesprochen und geschrieben; wer jedoch die Deutschschweiz von Besuchen her kennt, weiss, dass längst nicht alles, was gesprochen wird, für deutsche Ohren verständlich klingt – und auch beim Lesen fallen Eigenheiten auf. Trotzdem ist Deutsch, wie es in der Schweiz geschrieben wird, für den gesamten deutschsprachigen Raum verständlich. Das belegt nicht zuletzt die reiche Literatur aus der Deutschschweiz (vgl. dazu die „Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert“ (1991), wo die literarische Situation mit einem „Blick aus der Fremde“ (S. 9) umfassend dargestellt wird).

Die Deutschschweiz gehört zum deutschsprachigen Kulturraum und hält neben wirtschaftlichen auch enge kulturelle Kontakte zu den anderen deutschsprachigen Ländern, zumal zu Deutschland. Trotzdem unterscheidet sich die Sprachsituation markant von derjenigen der anderen deutschsprachigen Gebiete: „Wir sind zweisprachig innerhalb der eigenen Sprache“ formuliert ebenso kurz wie treffend der Deutschschweizer Schriftsteller Hugo Loetscher (Loetscher 1986: 28). Diese Situation der *inneren Zweisprachigkeit* zeigt neben allgemeinen Charakteristika (vgl. Abschnitt 2) auch spezifische Merkmale (Abschnitt 3) und Spannungsfelder, denen sich die Deutschschweizer Sprachgemeinschaft gegenüber sieht (Abschnitt 4).

2. Allgemeine Charakteristika der Situation

Auffälligstes Merkmal der Deutschschweizer Sprachsituation ist die ständige Präsenz zweier Varietäten der deutschen Sprache: das Schweizerhochdeutsch als Standardsprache und die Deutschschweizer Dialekte oder Mundarten. Letztere werden oft als *Schweizerdeutsch* oder *Schwyzerdütsch* („Schwyzertü[ü]tsch“) bezeichnet – ein Sammelname für eine Vielfalt von unterschiedlich kleinräumigen regionalen Sprachvarietäten der Deutschschweiz, die im mündlichen Verkehr Verwendung finden.

Das *Nebeneinander* von Mundarten und Standardsprache ist im Wortsinn zu verstehen: Auf der einen Seite stehen Mundarten – *nicht eine* Mundart, auch wenn die jüngere sprachgeschichtliche Entwicklung in der Deutschschweiz markante lokale Unterschiede eingeebnet hat und eine starke Tendenz zur Entwicklung von grossräumigeren Mundarten zu erkennen ist; auf der anderen Seite steht die Standardsprache. Der Deutschschwei-

zer spricht Mundart *oder* Standardsprache, und jeder Deutschschweizer kann unterscheiden, ob sein Gesprächspartner gerade Mundart oder Standardsprache spricht. Deutschschweizer müssen die Sprachform wechseln, *switchen*: Man kann nicht mehr oder weniger Standardsprache sprechen, auch wenn durchaus Unterschiede im *code-switching* und *code-shifting* auszumachen sind (Werlen 1988: 93–123; Häcki-Buhofer 2000), ist zumindest von der Einschätzung der Sprecher her ein Bruch zwischen den Sprachformen festzustellen, nicht ein Kontinuum wie in anderen ober- oder mitteldeutschen Sprachregionen. Das hängt sprachgeschichtlich damit zusammen, dass die Deutschschweiz an der Herausbildung der nhd. Standardsprache nicht massgeblich beteiligt war; es dürfte aber ebenso – wie Haas (1994: 216–217, 2004: 100–104) nachzeichnet – mit dem in der Schweiz spezifischen Verhältnis von gesprochener Sprache und Schriftsprache zusammenhängen.

Was die Verteilung der beiden Formen Mundarten und Standardsprache betrifft, so ist – in groben Zügen – herauszustellen (für Details vgl. Haas 2000: 81–88; Bickel und Schläpfer 1994: 281–296; Sieber und Sitta 1984: 10–13; Werlen 1988, 1998, 2004):

- a) In der Deutschschweiz *schreibt man – prinzipiell – Standardsprache, und man spricht – ebenso prinzipiell – die Mundarten*. Die unterschiedliche Verwendung von Varianten im mündlichen und schriftlichen Bereich ist denn auch ein Hauptmerkmal der Deutschschweizer Sprachsituation, zu deren Kennzeichnung sich zunächst der Terminus *mediale Diglossie* etabliert hat. In der neueren Diskussion wird das Verhältnis im Spannungsfeld von „asymmetrischer Zweisprachigkeit“ (Werlen 1998) und „ausgebauter Diglossie“ (Haas 2004: 101–104) kontrovers diskutiert. Einbrüche bei dieser Verteilung gibt es aber auf beiden Seiten: Grundsätzlich wird zwar Hochdeutsch geschrieben, es gibt aber auch dialektales Schreiben (Christen 2004) – zumal im privaten Bereich, in emotionalisierten Rubriken der Presse (z. B. Werbung, Gratulation, Kontaktanzeigen) und in den elektronischen Medien, ganz abgesehen von Mundartliteratur, die seit alters in der Deutschschweiz eine nicht nur folkloristische Rolle spielt.
- b) Die *Mundarten sind* – unter Deutschschweizern, teilweise sogar gegenüber Ausländern in Erstkontakten – *die unstrittig normale mündliche Sprachform der informellen Situation – die deutschschweizerische Umgangssprache*. Im Gegensatz zu allen anderen deutschsprachigen Gebieten hat sich in der Deutschschweiz zwischen den Mundarten und der Standardsprache keine Umgangssprache entwickelt. Die Mundarten sind tauglich genug, die Funktionen einer Umgangssprache zu übernehmen, und Ausgleichstendenzen zwischen den einzelnen Mundarten unterstützen dies – ohne allerdings in Richtung eines einheitlichen Schweizerdeutsch zu tendieren (Christen 1998: 239–253). Die dialektalen Grossräume in der Deutschschweiz (v. a. Bern, Basel, Luzern, Zürich, Ostschweiz, Graubünden, Wallis) zeigen somit ein weit zäheres Leben, als Prognosen ihnen zubilligen wollten. Jeder Deutschschweizer spricht mit anderen Deutschschweizern Mundart – und die sprachliche Verständigung ist dabei gewährleistet. Die Standardsprache ist formellen Situationen und den Kontakten mit Anderssprachigen vorbehalten.
- c) In unterschiedlicher Weise haben sich für die Wahl der Sprachform in Institutionen typische Traditionen gebildet, die zu *institutionenspezifischem Sprachgebrauch* geführt haben, welcher seinerseits wiederum weitgehend dadurch bestimmt ist, wie formell bzw. informell das Verhältnis innerhalb der Institution von den Beteiligten gesehen

wird; er wird freilich auch durch situative und mediale Faktoren bestimmt. Alle drei Faktoren lassen sich in den Diskussionen um Mundartgebrauch in Schule, Medien und Kirche nachweisen (vgl. zur *Schule* zusammenfassend: Sieber und Sitta 1986, ³1994; Dürscheid und Businger 2006: 211–280; Neugebauer und Bachmann 2007, zu den *Medien*: Ramseyer 1988, zur *Kirche*: Rügger, Schläpfer und Stolz 1996). Entgegen der Meinung vieler spielt der Gegenstand, über den gesprochen wird, keine Rolle. *Grundsätzlich lässt sich über jeden Gegenstand in beiden Sprachformen sprechen.*

Unter diesen Voraussetzungen – der Möglichkeit einer Wahl, zumindest im mündlichen Bereich – stellen sich der Verwendung der Standardsprache in spezieller Weise Probleme. Hier sind denn auch in der Deutschschweizer Situation Spannungsfelder auszumachen, die nicht allein in der Schule zu Problemen führen.

3. Hochdeutsch in seiner Schweizer Form

Bundesdeutschen fällt auf, dass Unterschiede bestehen zwischen der Standardsprache Deutschlands (und Österreichs) und der in der Schweiz verwendeten Variante der Standardsprache, dem Schweizerhochdeutsch. Die Unterschiede machen zwar das Verständnis nicht unmöglich, sie können es aber doch erschweren.

Schweizerhochdeutsch wird von Meyer (1989: 14) definiert als

eine Variante der deutschen Standardsprache mit lautlichen, orthographischen, grammatikalischen und Wortschatz-Eigenheiten, die entweder nur in der Schweiz (in der ganzen oder in grossen Teilen) oder darüber hinaus in Teilen des übrigen Sprachgebietes (vor allem in Süddeutschland und Österreich) gelten, aber nicht der (binnendeutschen) Einheitsnorm entsprechen.

Mit Ammon (1995: 246–282) ist eine erste differenzierte linguistische Auseinandersetzung mit schweizerischen Formen des Hochdeutschen greifbar, die den Versuch unternimmt, Materialien für das Desiderat eines Deutschschweizer Kodex aus der einschlägigen Literatur zusammenzustellen. Dazu gehören nebst Meyer (1989, 2006) und Kaiser (1969/1970) der Rechtschreibduden (Duden, Band 1, 2009), Schweizer Schüler Duden (1998), Siebs (1969), Boesch (1957), Burri et al. (1995). Diese Arbeiten sind mit der Herausgabe eines Variantenwörterbuchs des Deutschen (Ammon et al. 2004) substanziell ergänzt worden. Ebenso trägt die Neufassung der Wegleitung für das Sprechen am Deutschschweizer Radio (bisher: Burri et al. 1995) zur Aufwertung der schweizerischen Variante des Hochdeutschen bei: Geiger et al. (2006).

Mit seiner Forderung, sich mit „der Plurilingualität des Deutschen wissenschaftlich gründlicher zu befassen“ hat Ammon (1995: V) nicht nur der Diskussion um den Status des Schweizerhochdeutschen neue Impulse gegeben, sondern mit seiner Arbeit auch das Spannungsfeld der nationalen Zentren des Deutschen deutlich ins Bewusstsein gehoben. Dies war und ist gerade für die Schweiz von besonderer Bedeutung, ist doch hier das Prestige und der Stellenwert der nationalen Varietät *Schweizerhochdeutsch* aufgrund der starken Stellung der Dialekte keineswegs gesichert, im Gegenteil: Gerade bei der Wahl von Wörtern wird bei vielen Deutschschweizern eine Vermeidungsstrategie sichtbar, die den Texten manchmal genau jenes Kolorit raubt, das sie lebendig machen würde.

3.1. Besonderheiten im Lexikon

Wichtigstes Kennzeichen der nationalen Varietät *Schweizerhochdeutsch* ist das Vorhandensein von spezifischem Wortgut in der Standardsprache der Deutschschweiz. Diese *Helvetismen* (= „sprachliche Erscheinungen, die nur in standardsprachlichen Texten schweizerischer Herkunft verwendet werden, in unserer Standardsprache aber durchaus üblich sind“ (Haas 2000: 99)) sind zwar im Gegensatz zu Österreichs Austriazismen nicht gesamthaft offiziell kodifiziert, aber schon seit der 10. Auflage des Rechtschreibdudens (1929) werden spezifisch schweizerische Wörter anerkannt und mit ‚schweiz.[erisch]‘ ausgezeichnet. Eine umfangreiche – wenn auch nicht unumstrittene – Sammlung wurde von Kaiser (1969/70) vorgelegt und mit Meyer (1989, 2006) stehen leicht zugängliche Zusammenstellungen der schweizerischen Besonderheiten zur Verfügung. Ammon et al. (2004) stellen erstmals die verschiedenen Varietäten der deutschen Standardsprache umfassend dar. Haas (2000: 99–103) hat die Helvetismen systematisch differenziert und an konstruierten Textbeispielen erläutert. Haas unterscheidet:

- lexikalische Helvetismen: ausschliesslich in der Schweiz gebräuchliches Wortgut, z. B. *Falle* (Klinke), *parkieren* (parken), *Traktandenliste* (Tagesordnung), *Estrich* (Dachboden), *tischen* – *abtischen* (den Tisch decken – abräumen)
- semantische Helvetismen: in der Schweiz spezifische Bedeutung eines im gesamten deutschsprachigen Raum gebräuchlichen Wortes, z. B. *Busse* (Bußgeld), *Vortritt* (Vorfahrt), *das Licht anzünden* (einschalten, anknipsen)
- hergestellte Helvetismen: Wörter, die von zentralen Instanzen ausdrücklich für diesen Staat geschaffen und oft auch als verbindlich erklärt werden: *Identitätskarte* (Personalausweis), *Fahrausweis* (Führerausweis), *Nationalrat*, *Ständerat*, *Bundesrat*.
- Frequenzhelvetismen: In schweizerischen Texten gehäuft anzutreffende Wörter und Wendungen, die ausserhalb der Schweiz wenig gebräuchlich sind: *im nachhinein*, *selber*, *allfällig*, *angriffig*.

Der Umgang mit Helvetismen lässt auf unterschiedliche Haltungen schliessen. Einerseits sind viele Helvetismen den Deutschschweizern kaum bewusst, sie werden erst bei intensiveren Kontakten mit Bundesdeutschen offenbar. Andererseits werden sie oftmals gegenüber deutschländischen Varianten als schlechter beurteilt (vgl. Scharloth 2006: 86–93).

Die aktuelle Orientierungshilfe für *Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS* (Geiger et al. 2006) listet beispielhaft aus dem *Variantenwörterbuch des Deutschen* (Ammon et al. 2004) deutschschweizerische Besonderheiten auf:

Von der *Altwohnung* über *Bernbiet*, *Cupfinal*, *drinliegen*, *das E-Mail*, *flattieren*, *eine gefreute Sache*, *heimatberechtigt*, *IV-Rente*, *à jour*, *der Kittel*, *das Leichenmahl*, *Märzenflecken*, *Nastuch*, *Orangina*, *Pausenplatz*, *quirlen*, *rekurrieren*, *serbeln*, *das Trottoir*, *der Unterschriftenbogen*, *vollamtlich*, *werweissen* bis *Zapfenzieher* sind Deutschschweizer Besonderheiten aufgeführt, die im öffentlichen Sprachgebrauch als angemessenes und korrektes Deutsch gelten. (Geiger et al. 2006: 30).

3.2. Varianten in der Aussprache

Standardsprache war in der Deutschschweiz bis weit ins 20. Jahrhundert vorwiegend in ihrer geschriebenen Form präsent, sie war als gesprochene Sprache weitgehend auf offizielle Kontexte (der Schule, der Öffentlichkeit, der Kirche) beschränkt. Dies hat sich mit

den audiovisuellen Medien grundsätzlich verändert. Hove (2002: 177) hält fest: „Obwohl die deutsche Standardsprache in der Schweiz viel weniger häufig gesprochen wird als die Mundart, hat sie in der Diglossiesituation ihren festen Platz.“ So sprechen denn heute viele Schweizerinnen und Schweizer – unter Beibehaltung einer regionalen schweizerischen Färbung (Siebenhaar 1994: 31–65) ein Hochdeutsch, das kaum mehr deutliche Mundartmerkmale erkennen lässt und von Hove (2002: 177) als „Aussprachekonvention“ bezeichnet wird. Hove (2002: 171–172) wirbt denn auch für eine schweizerische Aussprachenorm, zu der sie wichtige Elemente präsentiert, die mit der *Standardaussprache in der deutschen Schweiz* (Hove und Haas 2009) in das *Deutsche Aussprachewörterbuch* (Krech et al. 2009) aufgenommen sind.

Schweizerhochdeutsch hat bereits in der 19. Auflage des Siebs (1969) seinen berechtigten Platz erhalten, was für die innerschweizerische Diskussion um die Aussprache des Deutschen in der Schweiz wichtig war: Durch die Differenzierung von ‚reiner‘ und ‚gemässiger‘ Hochlautung sind österreichische und schweizerische „Sonderheiten“ (Siebs 1969: 8) in der Hochlautung akzeptiert worden. Boesch (1957) hat mit *Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz. Eine Wegleitung* erstmals eine systematische Sammlung vorgelegt (vgl. zu Hintergründen und Wirkung: Ammon 1995: 242). Darin nennt er als Gründe für eine eigenständige schweizerische Aussprache u. a. Folgendes:

Unser alemannisch gefärbtes Hochdeutsch ist [...] ein Deutsch in *deutschsprechendem Munde* und legt den legitimen Anspruch einer Landschaft fest, die Gemeinsprache in einer ihr angepassten Form zu lauten, einer Form, die dem Sprechenden erlaubt, die Hochsprache nicht als eine fremde Sprache, sondern als die *seine* zu erkennen und sich in ihr wohl zu fühlen. Von ihm darf nicht verlangt werden, dass er seinen ganzen Sprechapparat vom Gewohnten auf das Ungewohnte so vollständig umstelle, wie eine Fremdsprache dies verlangt. Sind die Anforderungen einer deutschen Hochsprache, wegen der Vielfalt festverwurzelter Dialekte, in dieser Hinsicht grösser, so kann sie eben nicht denselben Anspruch auf festgeregelte Einheitlichkeit machen wie das Französische oder das Englische. Wir haben keine Akademie wie Paris und keine für das Sprechen so massgebliche Stelle wie das britische Radio. (Boesch 1957: 14).

Wie beim Lexikon sind also viele Varianten in der Aussprache des Deutschen in der Schweiz gängige Formen. Dass sie aber im hiesigen Sprachbewusstsein oftmals als minderwertig erscheinen, hat mit Vorstellungen von reinem Deutsch zu tun, die auch in der Schweiz auf eine lange sprachideologische Tradition zurückzuführen sind.

Die 1995 vom schweizerischen Radio DRS herausgegebene Schrift *Deutsch sprechen am Radio* (Burri et al. 1995) war lange Zeit die wichtigste Referenz für die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz. Mit dem Grundlagenwerk von Hove (2002), der Überarbeitung von Burri et al. (1995) durch Geiger et al. (2006) sowie Hove und Haas (2009) sind aktuelle Referenzwerke greifbar, denen jedoch kein offizieller Status zukommt.

Als Besonderheiten der Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz sind herauszustellen:

a) Betonungen

Häufig sind die Wörter im Schweizerhochdeutsch erstbetont, wo in Deutschland Zweit- oder Drittsilbenbetonung vorliegt (z. B. ‚*Abteilung*‘, ‚*ausführlich*‘, ‚*eigentümlich*‘, ‚*unvergesslich*‘, ‚*vorzüglich*‘).

Viele Abkürzungen tragen den Betonungsschwerpunkt auf der ersten und nicht auf der letzten Silbe wie in Deutschland (z. B. 'SBB, 'NZZ, 'FDP).

b) *Vokale*

- Die Vokale werden teilweise anders ausgesprochen (z. B. lang in: *brachte, Rache, Nachbar, Viertel, Vorteil*; kurz in: *Städte, düster, Jagd, Krebs, Obst*).
- Die Endsilben *-el, -em, -en, -er* werden meist gesprochen (z. B. *Brezel, Atem, machen, Macher*).
- *y* wird in eingebürgerten Wörtern als *i* anstelle von *ü* gesprochen (z. B. *Analyst, Gymnasiast, Pyramide, System, Zylinder*).
- *ie, ueluo, üelüo* v. a. in Orts- und Eigennamen werden als Diphthonge ausgesprochen. (Bekannt ist die deutsche Aussprache von *grüezi* oder *Müesli*, die im Tourismusland Schweiz als *grüzi* und *Müüсли* beinahe zum bundesdeutschen Schibboleth geworden ist.)

c) *Konsonanten*

- *b, d, g* und *s* werden stimmlos gesprochen.
- Auslautverhärtung wird kaum durchgeführt (so unterscheiden sich *Rad* und *Rat* in der Aussprache).
- *ch* im Anlaut wird häufig als [x] gesprochen (*Chemie, China, Chaos, Choral*).
- *g* in der Endsilbe *-ig* wird auch in Endstellung als *-ig* ausgesprochen und nicht als *-ich* (*König, sonnig, wenig, zwanzig, genehmigt*).
- *r* wird niemals vokalisiert im Auslaut (*Tier*, nicht: *Tia*; *Wette(r)*, nicht: *Wetta*).
- Die Aussprache von *v* als *f* bei (eingebürgerten) Fremdwörtern ist viel häufiger (z. B. *Advent, Advokat, Evangelium, Klavier, nervös, November, Revier, violett, Vulkan*).

3.3. Graphie, Syntax und Morphologie

In der Schweiz gelten die Rechtschreibnormen des Duden, diese Rechtsgrundlage ist auch mit der Neuregelung der Rechtschreibung durch einen Beschluss der Kultusbehörden (EDK) erneuert worden. Schweizer gehörten zu den ersten Anhängern Konrad Duden. Bereits 1892 wurden seine Rechtschreibregeln in der schweizerischen Bundeskanzlei eingeführt, lange vor Bayern und Preussen (Haas 2000: 106). Eine einzige nennenswerte Abweichung gilt allerdings in der Schweiz: anstelle von *ß* wird *ss* geschrieben.

Eine Menge von kleinen Unterschieden liesse sich auch in Syntax, Wortbildung und Morphologie anführen. In nicht weniger als 156 Paragraphen listet Meyer (2006: 25–52) entsprechende Unterschiede auf. Aktuelle Bemühungen (Dürscheid und Businger 2006) untersuchen diese Unterschiede unter der Perspektive der Plurizentrität des Deutschen mit dem Ziel einer „Grammatik zum Schweizer Standarddeutsch“ (Dürscheid und Hefti 2006: 159). Wir haben einmal folgendes herausgestellt:

Syntax:

Für Deutsche ungewöhnlich tönt Nebensatzeinleitung durch *ansonst*, wie es etwa am Anfang von M. Frischs ‚Stiller‘ zweimal kurz hintereinander vorkommt: ‚*Ich bin nicht Stiller! – Tag für Tag, seit meiner Einlieferung in dieses Gefängnis, das noch zu beschreiben sein wird, sage ich es, schwöre ich es und fordere Whisky, ansonst ich jede weitere Aussage verweigere.*‘ ‚Übrigens habe ich bereits vor Tagen

melden lassen, es brauche nicht die allererste Marke sein, immerhin eine trinkbare, *ansonst ich eben nüchtern bleibe ...* [...].

Wortbildung:

Schweizerischem *Zugsunglück*, *Unterbruch* oder *Wissenschaftler* korrespondiert deutsches *Zugunglück*, *Unterbrechung*, *Wissenschaftler*.

Morphologie:

In der Schweiz neigt man stärker zum Gebrauch starker Verbformen als in Deutschland. (Sieber und Sitta 1986: 156–157).

3.4. Unterschiede im Sprachgebrauch

Wichtiger noch als die angeführten Unterschiede im Sprachsystem sind jene im Sprachgebrauch. Im Erleben der Sprachteilhaber werden sie oft als Unterschiede der Sprache oder als Einstellungssignale wahrgenommen. Ohne Anspruch auf Systematik lassen sich einige Beobachtungen dazu zusammentragen (Sieber und Sitta 1984: 23–24; Löffler 1989: 207–221; Werlen et al. 1992: 243 ff.):

- Schweizerdeutsches Sprechen ist generell bedächtiger, langsamer als standarddeutsches. Damit hängt ein Weiteres zusammen:
- Schweizerinnen und Schweizer ertragen im Gespräch längere Pausen als Deutsche. Im Bestreben, die für sie oft unerträglich lange Dauer des Schweigens zu beenden, sprechen Deutsche eher – und wirken damit auf Schweizer vorlaut.
- Deutsche markieren einen Sprecherwechsel oft durch Einfall in den Beitrag des Gesprächspartners. Gesprächsbeiträge überlappen sich damit, was für Schweizer als unhöflich gilt. Dies führt zu differenten Diskussionsstilen. Schweizer monologisieren stärker; jeder Gesprächsbeitrag wird zu einer kleinen Selbstdarstellung, die zu unterbrechen unhöflich wäre. So werden Diskussionen eher blockartig.
- Unterschiede in der Intonation (Ammon 1995: 258) können zu falschen Deutungen führen, indem Intonationsstrukturen, die sich auf die Satzperspektive oder auf die logisch-grammatische Struktur des Satzes beziehen, als einstellungsmässige Signale der Sprecher missdeutet werden, z. B.: Die norddeutsche – fallende – Frageintonation wirkt auf Schweizer schnoddrig; die für Norddeutsche singende Intonation der Schweizer wirkt auf sie seltsam, manchmal unfein.
- Dem Schweizer fehlen im Hochdeutschen oftmals die redeleitenden Partikel. Das Hochdeutsche bleibt für viele v. a. Schreib- und Lesesprache. Das Reden wirkt dadurch farbloser, mitunter ist auch Mimik und Gestik eingeschränkter als in mundartlichem Reden.
- Schliesslich scheint auch schweizerisches Diskussions- und Konfliktverhalten anders als deutsches zu sein. Deutsche diskutieren und kritisieren härter, greifen schonungsloser an, wo Schweizer etwa durch Schweigen oder Nicht-Eingehen ihr Missfallen zu erkennen geben. Werlen et al. (1992: 16) kommen aufgrund einer Untersuchung der Kommunikationskultur in einem Berner Stadtquartier zum Schluss, dass „global gesehen Deutschschweizer Kommunikationskultur stärker indirekt (ist) als etwa die bundesdeutsche“. Und in der Wertung der Projektergebnisse charakterisieren sie die globale Deutschschweizer Kommunikationskultur als „eine Kultur der Unzugänglichkeit. Unzugänglich ist jede/r, der/die als nicht der gleichen Gruppe zugehörig betrachtet wird.“ (Werlen et al. 1992: 244).

Dass eine Kommunikationskultur der Unzugänglichkeit in einem mehrsprachigen Land mit einem hohen Anteil an ausländischer Bevölkerung nicht unproblematisch ist, liegt auf der Hand. Hier dürften die öffentlichen Diskussionen um die Sprachenvielfalt in der Schweiz tiefer liegende Kommunikationsprobleme eher verdecken als beheben.

4. Mundarten und Hochdeutsch im Spannungsverhältnis

Das bereits geschilderte Spannungsverhältnis zwischen Mundarten und dem Hochdeutschen in der Deutschschweiz war schon in der Vergangenheit nie stabil, es war auch nie spannungslos, und es hat mindestens seit dem 19. Jahrhundert immer wieder zu Diskussionen Anlass gegeben. Dazu trägt ein ganzes Bündel von Faktoren bei: identitätsstiftende und nationalsymbolische Funktionen der Dialekte, spezifische Verwendungsweisen von mündlichen und schriftlichen Registern, Eigenheiten des multikulturellen und multilingualen Staatsgebildes Schweiz, die Stärke und Ausbaufähigkeit der schweizerdeutschen Dialekte, das nicht in allen Teilen unproblematische Verhältnis der Deutschschweiz zu Deutschland und wohl noch einiges mehr. Ein nicht unwesentlicher Einfluss kommt auch der Schule zu.

4.1. Einstellungsprobleme – Hochdeutsch als vermeintliche Fremdsprache

Die Deutschschweizer Sprachsituation ist u. a. dadurch gekennzeichnet, dass gegenüber Dialekt und Standardsprache oft sehr unterschiedliche Einstellungen vorhanden sind, tendenziell sehr positive gegenüber den Dialekten als Medium der Mündlichkeit, tendenziell negative, zumindest distanzierte gegenüber der mündlichen Standardsprache, sofern sie aktiv gebraucht werden soll. Die Mühen mit dem Hochdeutschen betreffen fast ausschliesslich die Mündlichkeit, als Schreib- und Lesesprache ist Hochdeutsch allseits akzeptiert. Für die Mündlichkeit gilt die uneingeschränkte Akzeptation der Mundarten als Sprache der Deutschschweiz, der Heimat, der Nähe. Das Verhältnis zum Hochdeutschen ist im Ganzen kühler, distanzierter, auch wenn hier zu differenzieren ist. Vieles, was dem Hochdeutschen an Distanziertheit und Abstraktheit nachgesagt wird, betrifft weniger die Sprachform als die medialen Erfahrungen damit: Hochdeutsch erscheint in der Erfahrung vieler Schweizer als Schreib- und Lesesprache – mit den entsprechenden Konnotationen, die Schriftlichkeit andernorts auch hervorruft. Mit grosser Regelmässigkeit trifft man Charakterisierungen wie die folgenden: Dialekt sei persönlich, vertraut, locker, frei, einfach, ausdrucksstark, sympathisch und lustig. Hochdeutsch dagegen sei unpersönlich, unvertraut, steif, kompliziert, wenig emotional, gepflegt, gehoben. Diese Opposition deckt sich weitgehend mit jener gegenüber gesprochener und geschriebener Sprache anderswo (Sieber und Sitta 1986: 121–124). Nicht unbeeinflusst von diesen polarisierenden Einstellungen hat sich vielerorts – zumal in schulischen Bereichen – die Ideologie entwickelt, Hochdeutsch sei die erste Fremdsprache der Deutschschweizer (Hägi und Scharloth 2005).

Beim Topos *Hochdeutsch als Fremdsprache* geraten aber wichtige Tatsachen aus dem Blick:

- Die reale Zunahme des Mundartgebrauchs hat weit mehr mit Veränderungen im Kommunikationsverhalten zu tun als mit einer Frontstellung gegen das Hochdeutsche.
- Hochdeutsch ist die nach wie vor unbestrittene und selbstverständliche Schreibsprache in der Deutschschweiz. Sie ist als solche lange etabliert und in ihrer Geltung nicht gefährdet.
- Sogar als Sprechsprache ist Hochdeutsch weniger umstritten als vielfach angenommen.

Die Notwendigkeit, Hochdeutsch sprechen und verstehen zu können, ist aktuell noch unbestrittener (Hägi und Scharloth 2005: 6–7) als vor Jahrzehnten (Schläpfer et al. 1991: 211). Dazu dürften – neben der zunehmenden Mobilität – auch die bildungspolitischen und schulischen Bemühungen der letzten Jahre mit beigetragen haben.

Insgesamt ist die Sprachsituation also keineswegs so brisant, wie sie in der veröffentlichten Meinung oft dargestellt wird. Der überwiegende Teil der Deutschschweizer scheint zufrieden mit den gegenwärtigen Sprachverhältnissen – oder genauer: Die Sprachverhältnisse bilden kaum ein Thema.

4.2. Gegenwärtige Tendenzen

Gegenwärtige Tendenzen laufen – soweit sie die Mündlichkeit betreffen – einerseits in Richtung eines *verstärkten Mundartgebrauchs* und andererseits in Richtung einer *Stärkung der deutschschweizerischen Variante des Hochdeutschen*. Die Deutschschweiz ist Teil des deutschsprachigen Kulturraums und sie hat Anteil an der deutschen Standardsprache, wie es die Konzeption des Deutschen als plurizentrischer Sprache herausstellt (Ammon et al. 2004; Dürscheid und Businger 2006; Geiger et al. 2006). Als mehrsprachiger Staat hat die Schweiz gleichzeitig Verpflichtungen gegenüber allen Landessprachen – und den Sprachen der Migration – wahrzunehmen. Beide Tatbestände unterstützen eine Förderung des Hochdeutschen in der Deutschschweiz. Die spezielle Situation der „ausgebauten Diglossie“ (Haas 2004: 101) wiederum wirkt auch auf eine Wertschätzung der Mundarten, die in der Deutschschweiz den Status von Umgangssprachen besitzen und diesen Status auch beibehalten können.

In den letzten Jahren ist eine verstärkte Förderung des Schweizerhochdeutsch festzustellen, damit – in der Öffentlichkeit und insbesondere in der Schule – die schweizerische Form des Hochdeutschen Akzeptanz und Wertschätzung erfährt.

Spätestens mit dem *Variantenwörterbuch des Deutschen* (Ammon et al. 2004) hat sich die Auffassung des Deutschen als plurizentrischer Sprache, die über mehrere Zentren mit ihren gültigen Sprach- und Sprechvarianten verfügt, durchgesetzt. Über den engen Rahmen der sprachwissenschaftlichen Diskussion hinaus ist die Variante des Schweizerhochdeutsch als eigenständige Variante wahrgenommen worden.

In der Schule ist der konsequente Hochdeutschgebrauch – *Hochdeutsch als Regel und Mundart als klar deklarierte Ausnahme* – nicht nur in Lehrplänen und Unterrichtshilfen, sondern auch in der Schulwirklichkeit zu einer alltäglichen Aufgabe – und Herausforderung – geworden (vgl. Sieber und Sitta 1986, 1994; Dürscheid und Businger 2006: 211–280; Neugebauer und Bachmann 2007).

Dass es wichtig ist, Hochdeutsch sprechen und verstehen zu können, wird von niemandem ernsthaft bestritten. Deutsch in der Schweiz ist ein Deutsch in deutschsprechen-

dem Munde, das seine Herkunft nicht zu verleugnen braucht. Es könnte im Gegenteil bereitetes Zeugnis der inneren Mehrsprachigkeit sein. Die innere Mehrsprachigkeit spiegelt in gewisser Weise auch die erhöhten Anforderungen an das Sprachvermögen heutiger Menschen. Die Sprachsituation der Deutschschweiz mit ihrer „Zweisprachigkeit in der eigenen Sprache“ (Hugo Loetscher) macht diese Anforderungen deutlich und verweist auf die Notwendigkeit einer verstärkten Förderung der Sprachfähigkeiten. Denn Erfolg in Ausbildung und Beruf hängt nach wie vor stark mit der Fähigkeit des Hochdeutschgebrauchs zusammen. Die Daten der Volkszählung 2000 weisen auf eine mögliche neue Sprachbarriere hin zwischen jenen, die nur Dialekt sprechen und jenen, die Hochdeutsch und Dialekt nutzen. „Nicht der Dialektgebrauch unterscheidet die unterschiedlichen Bildungsstufen, sondern der häufigere oder weniger häufige Hochdeutschgebrauch. Wenn es also eine ‚Sprachbarriere‘ in der deutschen Schweiz geben sollte, findet sie sich in diesem Bereich.“ (Werlen 2004: 15). Eine frühe Förderung des Hochdeutschen in Kindergarten und Schule ist also dringend. Sie kann dabei auch einen Beitrag leisten zum Aufbau einer eigenständigen und selbstbewussten Kultur des Schweizerhochdeutsch. Eine Kultur, die nicht gegen die Mundarten gerichtet ist, sondern neben ihnen eine willkommene Erweiterung der Sprachkultur darstellt – im Dienst der Sprachförderung ebenso wie im Dienst des kulturellen Austauschs innerhalb der Schweiz und darüber hinaus.

5. Literatur in Auswahl

Ammon, Ulrich

1995 *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin/New York: de Gruyter.

Ammon, Ulrich, Hans Bickel, Jakob Ebner et al.

2004 *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin/New York: de Gruyter.

Bickel, Hans und Robert Schläpfer (Hg.)

1994 *Mehrsprachigkeit – eine Herausforderung* (= Reihe Sprachlandschaft 13). Aarau: Sauerländer.

Boesch, Bruno

1957 *Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz. Eine Wegleitung*. Zürich: Schweizer Spiegel Verlag.

Burri, Ruth M., Werner Geiger, Roswita Schilling und Edith Slembek

1995 *Deutsch sprechen am Radio*. Basel: Schweizer Radio DRS.

BV

1999 *Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft*. Bern.

Christen, Helen

1998 *Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten* (= Reihe Germanistische Linguistik 201). Tübingen: Niemeyer.

Christen, Helen

2004 Dialekt-Schreiben oder *sorry ech hassä Text schribä*. In: Elvira Glaser, Peter Ott und Rudolf Schwarzenbach (Hg.), *Alemannisch im Sprachvergleich. Beiträge zur 14. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie in Männedorf (Zürich) vom 16. bis 18. 9. 2002*, 71–85. Stuttgart: Steiner.

Duden

2009 *Die deutsche Rechtschreibung*. 25. völlig neu bearb. und erw. Aufl. (Duden; Bd.1). Mannheim: Dudenverlag.

- Dürscheid, Christa und Martin Businger (Hg.)
 2006 *Schweizer Standarddeutsch. Beiträge zur Varietätenlinguistik*. Tübingen: Narr.
- Dürscheid, Christa und Inga Hefti
 2006 Syntaktische Merkmale des Schweizer Standarddeutsch. Theoretische und empirische Aspekte. In: Christa Dürscheid und Martin Businger (Hg.), 131–161.
- Geiger, Werner, Madeleine Hofer, Thomas Kropf und Robert Schmid
 2006 *Sprechen am Mikrophon bei Schweizer Radio DRS*. Zürich: Schweizer Radio DRS.
- Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert*
 1991 Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Klaus Petzold. Berlin: Volk und Wissen.
- Haas, Walter
 1994 Zur Rezeption der deutschen Hochsprache in der Schweiz. In: Georges Lüdi (Hg.), *Sprachstandardisierung. Standardisation des langues. Standardizzazione delle lingue. Standardization of languages*, 193–227. Freiburg: Universitätsverlag.
- Haas, Walter
 2000 Die deutschsprachige Schweiz. In: Hans Bickel und Robert Schläpfer (Hg.), *Die viersprachige Schweiz*, 57–138. 2. neu bearb. Aufl. Aarau: Sauerländer.
- Haas, Walter
 2004 Die Sprachsituation der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie. In: Helen Christen (Hg.), *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.–8. März 2003*, 81–110. Wien: Edition Praesens.
- Häcki Buhofer, Annelies (Hg.)
 2000 *Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte* (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 80). Tübingen: Francke.
- Hägi, Sara und Joachim Scharloth
 2005 Ist Standarddeutsch für Deutschschweizer eine Fremdsprache? Untersuchungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses. *Linguistik online* 24: 1–24.
- Hove, Ingrid
 2002 *Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz*. Tübingen: Niemeyer.
- Hove, Ingrid und Walter Haas
 2009 Die Standardaussprache in der deutschsprachigen Schweiz. In: Eva-Maria Krech et al. (Hg.), 259–271.
- Kaiser, Stephan
 1969/1970 *Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz*. 2 Bde. (= Duden-Beiträge 30 a/b). Mannheim: Dudenverlag.
- Krech, Eva-Maria, Eberhard Stock, Ursula Hirschfeld und Lutz Christian Anders (Hg.)
 2009 *Deutsches Aussprachewörterbuch*. Berlin: de Gruyter.
- Loetscher, Hugo
 1986 Für eine Literatur deutscher Ausdrucksweise. Nicht unpersönliche Ausführungen. In: Heiner Löffler (Hg.), 25–39.
- Löffler, Heiner (Hg.)
 1986 *Das Deutsch der Schweizer: Zur Sprach- und Literatursituation der Schweiz*. Aarau: Sauerländer.
- Löffler, Heiner
 1989 Die Frage nach dem landesspezifischen Gesprächsstil – oder die Schweizer Art zu diskutieren. In: Edda Weigand und Franz Hundsnurscher (Hg.), *Dialoganalyse II. Referate der 2. Arbeitstagung Bochum 1988*, 207–221. Tübingen: Niemeyer.
- Lüdi, Georges und Iwar Werlen
 2005 *Sprachenlandschaft in der Schweiz*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.

- Meyer, Kurt
1989 *Wie sagt man in der Schweiz? Wörterbuch der schweizerischen Besonderheiten*. Mannheim: Dudenverlag.
- Meyer, Kurt
2006 *Schweizer Wörterbuch. So sagen wir in der Schweiz*. Frauenfeld: Huber.
- Neugebauer, Claudia und Thomas Bachmann
2007 *Handbuch Hochdeutsch. Grundlagen, Praxisberichte und Materialien zum Thema Hochdeutschsprechen in der Schule*. Zürich: Lehrmittelverlag des Kantons Zürich.
- Ramseyer, Markus
1988 *Mundart und Standardsprache im Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz. Sprachformgebrauch, Sprach- und Sprechstil im Vergleich*. Aarau: Sauerländer.
- Rüegger, Beat, Robert Schläpfer und Fritz Stolz
1996 *Mundart und Standardsprache im reformierten Gottesdienst. Eine Zürcher Untersuchung*. Aarau: Sauerländer.
- Scharloth, Joachim
2006 Schweizer Hochdeutsch – schlechtes Hochdeutsch? In: Christa Dürscheid und Martin Businger (Hg.), 81–96.
- Schläpfer, Robert, Jürg Gutzwiller und Beat Schmid
1991 *Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer. Eine Auswertung der Pädagogischen Rekrutenprüfungen 1985*. Aarau: Sauerländer.
- Schweizer Schülerduden*
1998 *Rechtschreibung und Grammatik*. Bearbeitet von Afra Sturm, herausgegeben von Horst Sitta und Peter Gallmann. Aarau: Sauerländer.
- Siebenhaar, Beat
1994 Regionale Varianten des Schweizerhochdeutschen. Zur Aussprache des Schweizerhochdeutschen in Bern, Zürich und St.Gallen. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 61: 31–65.
- Sieber, Peter und Horst Sitta
1984 Schweizerdeutsch zwischen Dialekt und Sprache. *Kwartalnik Neofilologiczny* XXXI(1): 3–40.
- Sieber, Peter und Horst Sitta
1986 *Mundart und Standardsprache als Problem der Schule*. Aarau: Sauerländer.
- Sieber, Peter und Horst Sitta (Hg.)
1994 [1988] *Mundart und Hochdeutsch im Unterricht. Orientierungshilfen für Lehrer*. 3. Aufl. Aarau: Sauerländer.
- Siebs
1969 *Deutsche Aussprache. Reine und gemässigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch*. Hg. von Helmut de Boor, Hugo Moser und Christian Winkler. 19. umgearb. Aufl. Berlin: de Gruyter.
- Werlen, Iwar
1988 Swiss German Dialects and Swiss Standard High German. In: Peter Auer und Aldo DiLucio (Hg.), *Variation and Convergence. Studies in Social Dialectology*, 93–123. Berlin New York: de Gruyter.
- Werlen, Iwar
1998 Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz. *Babylonia* 1: 22–35.
- Werlen, Iwar
2004 Zur Sprachsituation der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Diglossie in der Deutschschweiz. *bulletin vals/la* 79: 1–30.

Werlen, Iwar, Esther Lieverscheidt, Adrian Wymann und Hansmartin Zimmermann
1992 „... mit denen reden wir nicht“. *Schweigen und Reden im Quartier*. Basel: Helbling und Lichtenhahn.

Peter Sieber, Zürich (Schweiz)

37. Deutsch in Deutschland: Standard, regionale und dialektale Variation

1. Einleitung
2. Theoretische Erschließung der Sprachverhältnisse
3. Objektsprachliche Annäherung
4. Metasprachliche Annäherung
5. Regionalsprachen im DaF-Unterricht
6. Literatur in Auswahl

1. Einleitung

Gegenstand dieses Beitrags ist der Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland im Spannungsverhältnis zwischen der überregional ausgerichteten Standardsprache und den für das Deutsche typischen lokalen und regionalen Sprechweisen. Ganz bewusst werden dabei die aus dem aktuellen Migrationskontext resultierenden Sprachen, die seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine zunehmend wichtige Rolle im sprachlichen Alltag vieler Bundesbürger bzw. Deutschsprecher einnehmen, ausgeklammert. Wenngleich diese Sprachen eigene bzw. Sonderformen des Deutschen bedingen und somit zum Themenbereich des Deutschen in Deutschland gehören, so ist ihre regionale Variation bislang nicht eingehend erforscht. Damit liegt der Fokus dieses Beitrages auf der Beschreibung eines Ausschnitts der sprachlichen Wirklichkeit in Deutschland, deren vollständigere Systematisierung sich aus dem Gesamt der Beiträge in diesem Handbuch ergibt.

2. Theoretische Erschließung der Sprachverhältnisse

Die aktuellen Sprachverhältnisse in Deutschland sind das Ergebnis historischer Prozesse, die mit den mentalen Orientierungen der Sprecher in Verbindung stehen und sich in bestimmten sprachlichen Entwicklungslinien äußern. Zum Verständnis der gegenwärtigen Bedingungen ist es notwendig, sich den historischen Verhältnissen ein Stück weit zu nähern. Es wird dann klar, dass ausgehend von mittelalterlicher Zeit die Dialekte das alltägliche Kommunikationsmittel der meisten Sprachteilhaber waren. Sehr bald stand diesen historisch zunächst als „lantsprachen“ bezeichneten Varietäten die Schriftsprache

als domänenspezifisches Äußerungsmedium gegenüber, das in seiner gesprochenen Variante ein besonderes Prestige erreichte. Es wurde nachgewiesen, dass diese Schriftsprache bestimmten regionalen Einflüssen unterliegt. Im Eigentlichen handelt es sich um eine landschaftliche Ausgleichssprache, die durch bestimmte Sprachvorbilder des (ost-)mitteldeutschen Raums geprägt und transportiert wurde (Besch 1968). Vielfach wurde diesbezüglich vor allem dem Reformator Luther eine prominente Position eingeräumt. Kann man mindestens für die mittelhochdeutsche Periode – und darüber hinaus in Teilen des Sprachgebiets bis ins 20. Jahrhundert hinein – von einer monoglossischen Sprachsituation ausgehen, die wesentlich an den äußerst engen Erfahrungsbereich der einzelnen Sprecher gebunden ist, so kann mit der Ausbildung eines zunehmend interindividuellen und überregionalen Kommunikationsraumes spätestens seit der frühen Neuzeit eine Änderung dahingehend festgestellt werden, dass der Schriftsprache in zunehmendem Maße mündliche Domänen erschlossen werden. Damit ergibt sich eine regional unterschiedlich ausgeprägte Mehrsprachigkeitskonfiguration, die als diglossisch interpretiert wurde (Bellmann 1983). In dem Moment, in dem die Schriftsprache als gesprochene Standardsprache etabliert ist, entsteht ein Spannungsverhältnis zwischen den Polen dieses Spektrums (Standard vs. lokaler Dialekt), das notwendigerweise zu einem neuerlichen sprachlichen Ausgleich führt. Nur ist es diesmal nicht eine einzelne neue Varietät, wie ehemals im Falle der Schriftsprache, sondern eine kaum zu ermittelnde Zahl an Zwischenstufen mit regional unterschiedlichen Ausprägungen, die aufkommen. Praktisch führt dies zur Anwendung unterschiedlicher Sprechweisen, die substantiell aus einer Mischung standardsprachlicher und dialektaler Varianten ebenso bestehen wie aus neu gebildeten Varianten, die weder standardsprachlich noch dialektal sind. Wesentlich gesteuert wird die Verwendung der Varianten durch situationsgebundene Anforderungen. Aufgrund der hohen Variabilität der Sprache bietet sich den Sprechern nun eine besondere Flexibilität im Sprechen, die für die Wissenschaft über sehr lange Zeit eine kaum zu bewältigende empirische Herausforderung bildete und noch immer bildet. Die Gründe hierfür werden deutlich, wenn man den bislang grob skizzierten Sachverhalt weiter systematisiert. In diesem Zusammenhang zeigt Abb. 37.1 eine Modellierung der vertikalen und horizontalen Struktur des Deutschen, wie sie König (2007: 134) erarbeitet hat.

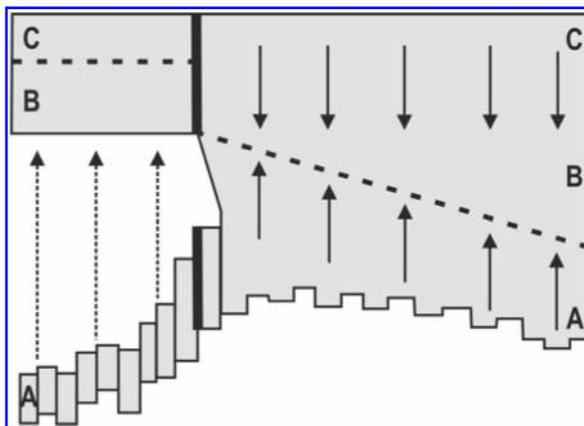


Abb. 37.1: Vertikale und horizontale Strukturierung der deutschen Dialektlandschaft nach König (2007)

Die hier aus argumentativen Gründen vereinfachte und um 90° gedrehte Grafik ist folgendermaßen zu lesen: Das obere Ende bezeichnet den standardsprachlichen Pol (C), der untere Rand den dialektalen Pol (A) der Standard-Dialekt-Achse (vertikale Dimension). Die Differenzierung der linken von der rechten Seite belegt sprachstrukturelle Unterschiede im geographischen Raum (horizontale Dimension). Die linke Seite referiert diesbezüglich auf den Norden Deutschlands (niederdeutscher Raum), wo nicht zuletzt aufgrund eines hohen Systemabstands zwischen Standard und Dialekt (auch „Platt“, „Plattdeutsch“ usw.) eine mehrsprachige Situation besteht. In der Mitte und im Süden (Mitte und rechte Seite: hochdeutscher Raum) ist dies anders. Vor allem im mitteldeutschen Raum (zur genaueren Gliederung s. u.), auf den die Standardsprache in wesentlichen Teilen zurückgeführt werden kann, besteht ein vergleichsweise geringer Systemabstand mit den oben erwähnten Zwischenstufen (B), die sich hier als sprachliches Kontinuum definieren lassen, in dem sich die Sprecher je nach situativer Anforderung nach oben oder unten bewegen können. Während sich der Wechsel zwischen einzelnen Sprechlagen der Standard-Dialekt-Achse im Norden vor allem als *Code Switching* vollzieht, ist im mittel- und süddeutschen Raum neben *Code Switching*-Phänomenen auch ein kontinuierliches *Code Shifting* typisch. Trotz aller Kontinuität sind in den einzelnen Variationsbereichen dennoch Grenzen der sprachlichen Regionalität im Sinne einer allgemein akzeptierten Nähe zur Standardsprache festzustellen. In dieser Hinsicht markiert die gerissene Linie in Abb. 37.1 die Grenze zwischen einer eher formellen und einer eher informellen Sprechweise, deren linguistischer Abstand von der kodifizierten Standardsprache ebenfalls regional unterschiedlich sein kann. Dass damit auch im Bereich der gesprochenen hochdeutschen Varietät in Norddeutschland Variationsmöglichkeiten angedeutet sind, verweist nicht zuletzt auf den sozialen Wert regionalsprachlicher Markierungen, die im Alltag kommunikationsstrategisch genutzt werden können (s. u.; zum Begriff „Alltagsdeutsch“ vgl. Artikel 40).

Das angedeutete empirische Problem der Beschreibung besteht nun darin, in linguistischen Arbeiten vergleichbare Ausschnitte der vertikalen Achse zu identifizieren (vgl. z. B. Schmidt 1998). Ein bewährter Zugang besteht in der Definition außersprachlicher, vor allem situationsgebundener Parameter (Formalität, Vertrautheit etc.), die hypothetisch mit der Produktion bestimmter Sprechweisen in Verbindung stehen. Doch auch dann ist die exakte Positionierung gegebener Sprechweisen auf der Standard-Dialekt-Achse höchst schwierig. Hilfsmittel werden in der Regel in quantifizierenden Verfahren gefunden (z. B. die Häufigkeit einzelner Varianten). Aus diesem empirischen Problem heraus resultiert zugleich ein terminologisches. Während der Begriff des Dialekts über die Referenz auf den traditionellen Sprachgebrauch am Ort noch relativ leicht zu fassen ist, sind die übrigen im Umlauf befindlichen Termini weniger einheitlich gehandelt. Häufig in Verwendung ist etwa „Umgangssprache“ oder „Regiolekt“ für den mittleren Bereich und „regionaler Standard“ oder „Regionalakzent“ für Sprechlagen im oberen Bereich unterhalb der kodifizierten Norm. Bislang ist eine klare Trennung der Konzepte unter den Wissenschaftlern kein Konsens.

3. Objektsprachliche Annäherung

Eine Gemeinsamkeit fast aller regional gebundenen Sprechweisen in Deutschland ist ihre mehr oder weniger enge typologische Verwandtschaft untereinander und mit der Stan-

dardsprache. Trotz aller Verschiedenheit und Abgrenzbarkeit der deutschen Regionalsprachen, wie sie etwa aus Abb. 37.1 abzuleiten ist, besteht ein Grundinventar einzelner Sprachvarianten, die das Deutsche in Deutschland als eigenständigen Sprachtypus ausweisen. Im Folgenden soll kurz auf die einzelnen Bereiche der Standard-Dialekt-Achse eingegangen werden. Analog zur historischen Entwicklung wird mit den Regionalsprachen begonnen, bevor im Weiteren die Standardsprache thematisiert wird.

3.1. Regionalsprachen

Während die Standardsprache in ihrer kodifizierten Form auf Überregionalität ausgerichtet ist, lassen sich die Regionalsprachen des Deutschen einer klaren räumlichen Gliederung unterziehen. Als Regionalsprachen werden dabei alle Sprechweisen unterhalb der kodifizierten Standardsprache verstanden, die interindividuell wahrnehmbare Hinweise auf die geographische Herkunft der Sprecher geben. Die gegenwärtig vorliegenden Gliederungen setzen am dialektalen Pol an. Zur Klassenbildung werden bestimmte Kennvarianten angesetzt, die in aller Regel mit historischen Sprachprozessen in Verbindung stehen, wie etwa in Tab. 37.1 ausgewiesen, in der die Effekte der so benannten Zweiten Lautverschiebung (ca. 800 n. Chr.) auf den Konsonantenstand ausgewählter deutscher Dialekte in einem Süd-Nord-Gefälle dargestellt ist.

Tab. 37.1: Regionale Marker im Süd-Nord-Gefälle nach Ausweis ausgewählter Phänomene der Zweiten Lautverschiebung

Standard	<i>ich</i>	<i>machen</i>	<i>dorf</i>	<i>das</i>	<i>pfund</i>	<i>apfel</i>
Oberdeutsch	<i>ich</i>	<i>machen</i>	<i>dorf</i>	<i>das</i>	<i>pfund</i>	<i>apfel</i>
Obersächsisch	<i>ich</i>	<i>machen</i>	<i>dorf</i>	<i>das</i>	<i>(p)fund</i>	<i>appel</i>
Rheinfränkisch	<i>ich</i>	<i>machen</i>	<i>dorf</i>	<i>das</i>	<i>pund</i>	<i>appel</i>
Moselfränkisch	<i>ich</i>	<i>machen</i>	<i>dorf</i>	<i>dat</i>	<i>pund</i>	<i>appel</i>
Ripuarisch	<i>ich</i>	<i>machen</i>	<i>dorp</i>	<i>dat</i>	<i>pund</i>	<i>appel</i>
Niederfränkisch	<i>ich</i>	<i>maken</i>	<i>dorp</i>	<i>dat</i>	<i>pund</i>	<i>appel</i>
Niederdeutsch	<i>ik</i>	<i>maken</i>	<i>dorp</i>	<i>dat</i>	<i>pund</i>	<i>appel</i>

Dass sich die Sprachräume wie in der Tabelle dargestellt als kontinuierlicher Übergang von Süd nach Nord sortieren lassen, ist kein Zufall. Tatsächlich entfaltet sich der (zusammenhängende) Sprachraum des Deutschen bei näherer Betrachtung als ein räumliches Kontinuum, das teilweise mit stärkeren, teilweise mit schwächeren Brüchen durchsetzt ist. Eine besondere Bruchstelle ergibt sich über die Differenzierung der niederdeutschen und hochdeutschen Dialekte. Als niederdeutsch (nördliches Deutschland) wären mit Blick auf Tab. 37.1 diejenigen Dialekte zu bezeichnen, bei denen die Zweite Lautverschiebung nicht eingetreten ist (Ausnahme: germ. $\text{P} >$ nddt. d). Hier findet sich in Teilen noch der aus westgermanischer Zeit überlieferte Konsonantenstand. Die Dialekte, in denen die Lautverschiebung hingegen weit reichend oder vollständig vollzogen wurde, werden als hochdeutsche Dialekte bezeichnet.

Die graduelle Differenzierbarkeit des Hochdeutschen wird zur internen Abgrenzung genutzt. Diejenigen Dialekte, bei denen die Konsonantenverschiebung vollständig stattgefunden hat, werden als oberdeutsche Dialekte bezeichnet (südliches Deutschland; auch unterschieden in Alemannisch in westlicher und Bairisch in östlicher Hälfte), diejenigen Dialekte, bei denen die Verschiebung in Teilen stattgefunden hat, werden als mitteldeut-

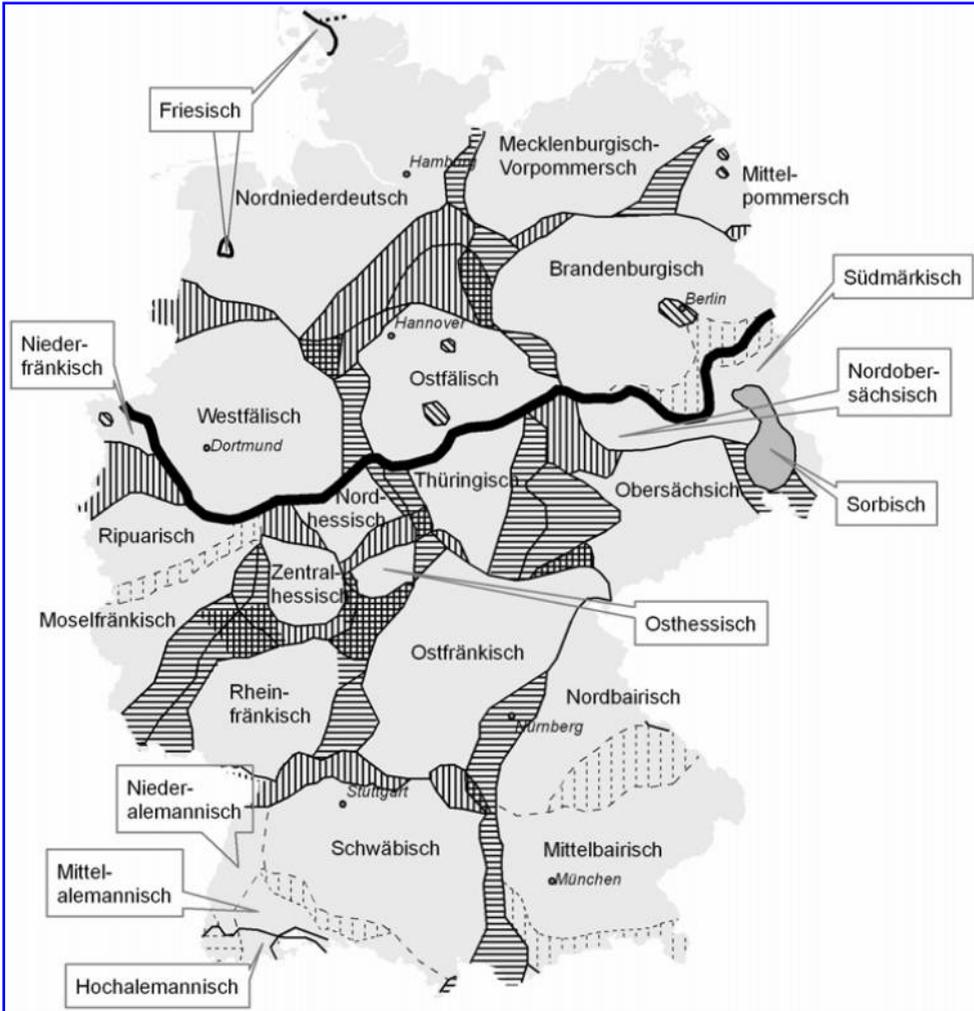


Abb. 37.2: Einteilung der Dialekte in der Bundesrepublik Deutschland nach Wiesinger (1983)

sche Dialekte bezeichnet (in Tab. 37.1 alle mittleren Nennungen; auch unterschieden in West- und Ostmitteledeutsch).

Eine Projektion der Varianten aus Tab. 37.1 verbunden mit weiteren phonetischen und morphologischen Kennvarianten in die Fläche führt zur geographischen Übersicht in Abb. 37.2, die in vereinfachter Form der Arbeit Wiesingers (1983) folgt.

Sehr deutlich sind in dieser Abbildung einzelne Kernräume mitsamt Übergängen erkennbar. Diese Kernräume sind keineswegs als die kleinstmöglichen Vertreter der deutschen Dialektlandschaft zu verstehen, sondern vielmehr als identifizierbare Räume sprachstruktureller Gemeinsamkeiten, die sich zu linguistisch möglichst konsistenten Raumtypen zusammenfassen und untereinander abgrenzen lassen. Theoretisch sind die hier angesetzten Räume bis auf die Ebene der einzelnen Ortschaften ausdifferenzierbar. Der Vorteil der dargestellten Klassifikation ist unter anderem darin zu sehen, dass mit

den angesetzten Sprachräumen besonders feste sprachstrukturelle Grenzen gefunden sind, denen in der Vorstellung der Sprecher mitunter ein Identität stiftender Wert zukommt. Zugleich sind damit nach Schmidt (2010) die Grenzen der modernen Regionalsprachen markiert. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass im Alltag je nach situativer Erfordernis unterschiedliche Sprechweisen zwischen Standard und Dialekt begegnen können. Die Wahl der einzelnen Varianten folgt dabei nicht zuletzt individuellen Bedingungen (Sozialisation, Erfahrung, Einstellung etc.). Die Kombination der individuell verwendeten regionalsprachlichen Varianten lässt sich allerdings in vielen Fällen einem der von Wiesinger angesetzten Kern- oder Mischräume exklusiv zuordnen. Vor diesem Hintergrund ist diese dialektororientierte Gliederung also auch zum Verständnis der regionalsprachlichen Großverbände wichtig.

Eine Ausnahme der in Abb. 37.1 dargestellten Konfiguration einerseits, sowie ein besonderer Bruch im räumlichen Kontinuum andererseits, bildet das im äußersten Osten Deutschlands vorzufindende Sorbische (Strecke Cottbus–Bautzen), das über den Status einer Fremdsprache verfügt (slawischer Sprachentyp). Eine weitere Ausnahme bildet das Nord- und Saterfriesische, das im Regierungsbezirk Nordfriesland bzw. im Bundesland Niedersachsen gesprochen wird. Den beiden friesischen Varietäten wird vor allem aufgrund einer historischen und kulturellen Eigenständigkeit ein eigener Sprachenstatus zugewiesen. Aus sprachtypologischer Sicht besteht eine große Nähe zum Niederdeutschen.

Was die linguistischen Varianten anbelangt, die in den einzelnen Regionen wahrzunehmen sind, so bieten zahlreiche Sprachatlanten des Deutschen einen fundierten Überblick der dialektalen Realisationen. Die Variation im oberen Bereich der Standard-Dialekt-Achse kann vergleichend beispielsweise über die Arbeit von König (1989) erschlossen werden. Der mittlere, oftmals als „Umgangssprache“ terminologisierte Bereich ist bislang hingegen nicht systematisch erhoben und analysiert worden. Überregional orientierte, bisweilen empirisch fundierte Annäherungen liegen unter anderem mit den Arbeiten von Lauf (1996), Mihm (2000) und Kehrein (2008) vor. Möglichkeiten der systematischen (Gesamt-)Gliederung der vertikalen Achse auf der Grundlage sozialer, quantifizierender oder kognitiver Parameter zeigen außerdem auf kleinräumiger Basis z. B. Lausberg (1993) oder Lenz (2003).

Im Anschluss an Mihm lassen sich auf einer sehr allgemeinen Ebene über die bereits dargestellten Varianten hinaus mindestens mit tendenzieller Geltung folgende Nord-Süd-Differenzen als charakteristisch bestimmen:

Norden: „die geschlossene Aussprache des *â*-Umlauts [me:tçən] ‚Mädchen‘, die späte und geringe Steigung der Diphthonge [ka:æn, ha:os, lɛ:etə] ‚kein‘, ‚Haus‘, ‚Leute‘, die Beibehaltung alter Kürzen in Einsilbern [tsox, grɔp, rat] ‚Zug‘, ‚grob‘, ‚Rad‘, die Spirantisierung des *g* im freien und gedeckten Auslaut [max, fli:çt] ‚mag‘, ‚fliegt‘, Spirans statt labialer Affrikata im Anlaut [fɔstən] ‚Pfosten‘, Gutturalnasal auslautend mit Verschluss [dɪŋk] ‚Ding‘ und Konsonantenschwund im Auslaut [zin, do, ma] ‚sind‘, ‚doch‘, ‚mal‘.“
(Mihm 2000: 2113);

Süden: „die Schwächung der stimmlosen Konsonanten, die Entrundung der Umlaute, der stimmlose *s*-Anlaut, die *a*-Verdampfung, die Tilgung von Schwa und *-n* im Endungsauslaut, die kontrahierten Präfixe [dsamə, bsøndəs, gsakt, gmy:s] ‚zusammen‘, ‚besonders‘, ‚gesagt‘, ‚Gemüse‘, die Pro- und Apokope der Klitika ‚s *Auto*, ‚zfrüh, wennst‘, ‚daßs, kommen S‘ und die reduzierten Kleinwörter wie [i:, a:, e:, a:] ‚ich‘, ‚ein‘, ‚ehe‘, ‚auch‘.“
(Mihm 2000: 2120).

Darüber hinaus bestehen aber auch für den mitteldeutschen Raum Besonderheiten, wie zum Beispiel das Fehlen einer phonologischen Opposition /ç/ vs. /ʃ/ zugunsten ausgleichender Varianten des Typs [ç] (Koronalisierung), die Verstimmhaftung von stimmlosem -s- in intervokalischer Umgebung ([vazɐ, indʁɛzɔ] ‚Wasser‘, ‚Interesse‘), die Tendenz zur Verwendung zentralisierter und/oder ungerundeter Hinterzungenvokale ([mʊ:t, hʏ:x] ‚Mut‘, ‚hoch‘), die Verwendung des Präteritums als Tempus der Vergangenheit lediglich bei Hilfs- und Modalverben oder die Schwächung der plosive *p*, *t*, *k* zu *b*, *d*, *g* (binnen-deutsche Konsonantenschwächung).

3.2. Standardsprache

Für die Standardsprache besteht eine eigenständige nationale „Oralisierungsnorm“ (Schmidt 2005), die sich von den Oralisierungsnormen in Österreich und der Schweiz etwa über lexikalische Elemente abgrenzen lässt (z. B. *Tomate* in Deutschland vs. *Paradeiser* in Österreich; *Fahrrad* in Deutschland vs. *Velo* in der Schweiz). Grundsätzlich ist die Standardsprache auf (nationale) Überregionalität ausgerichtet. In ihrer kodifizierten Form führt dies zu einer sehr variationsarmen und Norm beanspruchenden Festlegung, die sich jedoch in ihrer Anwendung so nicht wiedergegeben findet und daher grundsätzlich umstritten ist. Um den tatsächlichen Verhältnissen gerecht zu werden, wird von einer von Regionalismen geprägten Standardsprechweise (auch „Regionalakzent“, „regionaler Standard“) ausgegangen, die aus Sprechersicht mit bestimmten Anwendungskontexten in Verbindung steht und aus Hörersicht ein gewisses Maß an Variation zulässt. Unter den Variationsphänomenen begegnen die oben auch für den regionalsprachlichen Bereich in großräumiger Ausdehnung angesetzten, allerdings in unterschiedlicher Frequenz. Wenn also weiter oben Regionalsprachen als die Sprechweisen unterhalb der kodifizierten Standardsprache bezeichnet wurden, so wird spätestens hier deutlich, dass eine eindeutige Trennung zwischen gesprochener Standardsprache und Regionalsprachen problembehaftet ist. In der linguistischen Praxis wurde daher die Standardsprache als Konzept einer individuell unterschiedlich definierten Zielrichtung behandelt und über außersprachliche Kriterien präzisiert, wie etwa die Verwendung in formellen Kontexten. Das bedeutet, dass Sprecher in bestimmten Situationen, die sich z. B. über eine besonders formelle Ausrichtung definieren lassen, entweder bestrebt sind, ihr individuelles Konzept von Standardsprache zu realisieren oder aber versuchen, der Sprechweise ihres Gesprächspartners möglichst nahe zu kommen („Synchronisation“ nach Schmidt 2005). Für die Sprecher haben solche Sprechweisen also den Wert der Standardsprache, auch wenn die spezifischen Phänomene mit dem Kodex nicht deckungsgleich sein mögen. Damit wird eine Abgrenzung zum Bereich der Regionalsprachen auf der Grundlage spezifischer Varianten grundsätzlich schwierig, weswegen systemische Abgrenzungen zunehmend über kognitive Faktoren bewerkstelligt werden (z. B. Bewertung/Einschätzung durch Hörer, Auftreten von Hyperformen etc.).

Aus der Analyse der intendierten Standardspracheverwendung ergibt sich in den vergangenen Jahren der Eindruck sogenannter Destandardisierungsprozesse, die für eine zunehmende Normabweichung der gesprochenen Sprache vor allem bei sogenannten schwachen Formen (z. B. Pronomen, Adverbien in unakzentuierter Stellung) stehen (Spiekermann 2006). Ist bei solchen Phänomenen eine grundsätzliche Trennung von der Stilebene und umgekehrt eine eindeutige Zuweisung zur Dialektebene schwierig, so be-

steht kein Zweifel daran, dass die Verwendung regionalsprachlicher Varianten spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts insgesamt abgenommen hat. Während dieser Prozess im Norden Deutschlands schon früher eingetreten ist, so hat er in der Mitte und im Süden Deutschlands später eingesetzt und sich vor allem seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ergeben. Der Abbau dieser Varianten vollzieht sich parallel zum Rückgang der Anwendungsbereiche der Dialekte in Form eines „Zielnormenwechsels“ (Mihm 2008). Dennoch trägt die regionale Markierung der individuellen Rede noch immer einen besonderen sozialen Wert, der zur Identitätsstiftung und Gruppenbildung beitragen kann. So wurde etwa deutlich, dass die regionale Markiertheit von Sprechweisen bisweilen knapp oberhalb einer Grenze liegt, ab der Regionalität gerade noch wahrgenommen wird (Lameli 2004). Der Bereich zwischen dieser Grenze und der kodifizierten Norm mit minimaler regional dependenter und durchschnittlich als standardsprachlich akzeptierter Variationsbreite wurde als „Standardsprache“ (auch „Kolloquialstandard“) terminologisiert, der Bereich zwischen dieser Grenze bis einschließlich der Dialekte als „Regionalsprache“ (Schmidt 2005: 302).

4. Metasprachliche Annäherung

4.1. Raumstrukturen

Wenn im bisherigen Verlauf eine Gliederung der deutschen Regionalsprachen vorgenommen wurde, so basiert diese im Wesentlichen auf objektsprachlichen Einheiten, die als Strukturabgrenzungen genutzt wurden. Dass allerdings solch strukturelle Gliederungen überhaupt Bestand haben, steht mit der mentalen Orientierung der Sprecher in direkter Verbindung. Sprachlandschaften sind, wie angedeutet, Identifikationsräume. Sie weisen die Zugehörigkeit von Sprechern und Sprechergruppen aus, deren sprachliche Phänomene als regionale Marker im Bewusstsein anderer Sprecher und Sprechergruppen oft stereotyp verankert sind. Aus dieser Konstellation heraus kann es überhaupt erst zur Definition von Zielnormen und Zielnormenwechseln kommen (vgl. v. a. auch die Theorie der Sprachdynamik, z. B. Schmidt 2005). Das bedeutet aber auch, dass es in der Vorstellung der Sprecher eine Strukturierung der Sprachlandschaft gibt und es schließt sich notwendigerweise die Frage nach ihrer Gestalt an. Eine Beantwortung ist nach derzeitigem Forschungsstand nur ansatzweise möglich. Fest steht, dass bei Sprecherbefragungen immer wieder bestimmte Sprachräume besonders häufig genannt und auf Veranlassung hin verortet werden. Abb. 37.3 zeigt vor diesem Hintergrund beispielhaft die deutsche Sprachlandschaft, wie sie sich aus der Befragung von 163 Marburger (= Bundesland Hessen) Schülern im Alter zwischen 17 und 20 Jahren darstellt (vgl. Lameli, Purschke und Kehrein 2008). Den Schülern wurde der Auftrag erteilt, auf Grundkarten der Bundesrepublik Deutschland diejenigen Sprachlandschaften einzuzeichnen, die ihnen bekannt sind. Die aufgeführten Regionalsprachen sind die in einer statistischen Auswertung als besonders prominent belegten. Es handelt sich um: Bayerisch, Schwäbisch, Hessisch, Sächsisch, Kölsch, Berlinisch, Norddeutsch und Hochdeutsch.

Was die Einzelverortungen betrifft, so fällt auf, dass das Hochdeutsche im Bewusstsein der Schüler eine spezifische Regionalität hat, die entweder den mittleren Bereich im Norden des Staatsgebietes betrifft oder aber – in geringerer Ausdehnung – in der hessi-

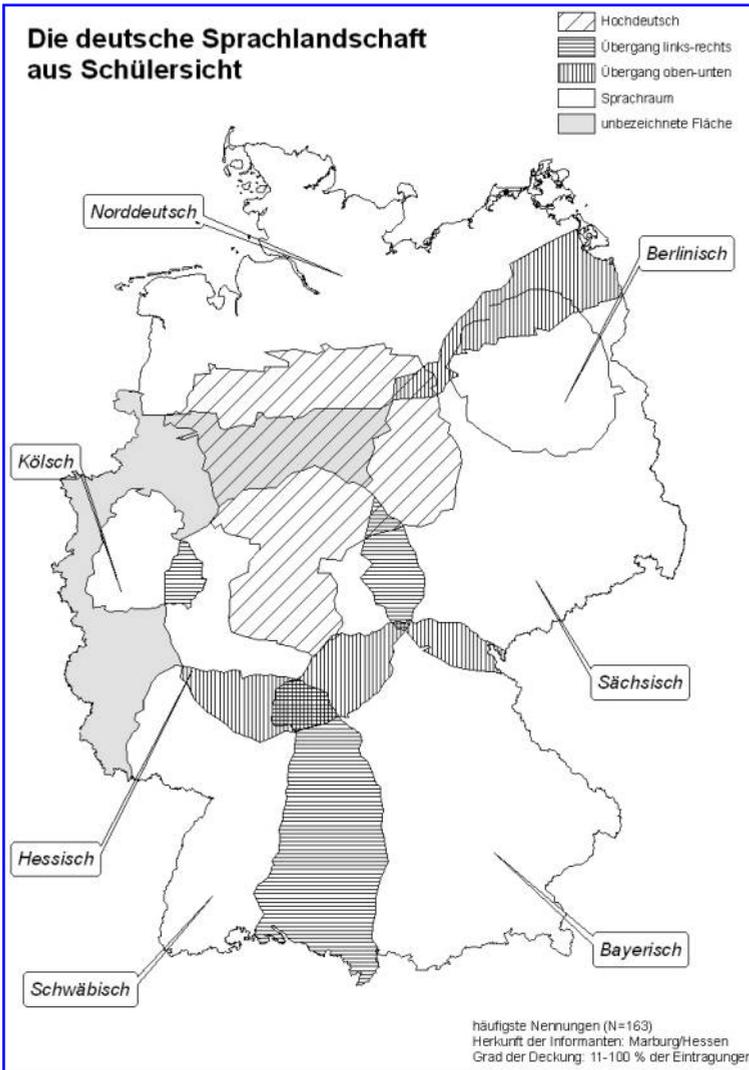


Abb. 37.3: Die deutschen Regionalsprachen aus Sicht Marburger Schüler

schen Heimatregion der Informanten lokalisiert wird. Es bestätigt sich damit auch aus Sicht der Sprecher, was jedem Deutschler nach kurzem Aufenthalt vor Ort klar wird und was weiter oben schon angesprochen wurde: Die gesprochene (besser: intendierte) Standardsprache in Deutschland ist ein regionales Variationsphänomen. Aus Sicht der Sprecher speist sich diese Standardsprache nicht zuletzt aus dem eigenen Repertoire. Die übrigen Regionalsprachen lassen sich klaren Kategorisierungsmustern zuordnen. So ist etwa die Küstenlandschaft als ein eigener Typus ausgewiesen. Als Kulturlandschaften fallen Schwäbisch und Sächsisch auf, wobei in beiden Fällen politische Konnotationen vorliegen: Im Falle des Schwäbischen eine Orientierung am Bundesland Baden-Württemberg sowie im Falle des Sächsischen am Gebiet der ehemaligen DDR. Eine politische

Orientierung zeigt sich auch im Falle des Hessischen und des Bayerischen, die ebenfalls auf Bundesländer referieren. Das Bayerische bildet zudem den prominentesten Sprachraum. Hier sind nach Ausweis der Analyse die vorgenommenen Lokalisierungen am einheitlichsten ausgefallen. Dabei ist aber auch zu berücksichtigen, dass dieses spezielle Ergebnis keine Gültigkeit für alle Sprecher in Deutschland hat. Nach allem, was bislang bekannt ist, bestätigen sich aber diese Nennungen und Lokalisierungen auch bei Informanten anderer Regionen (vgl. die Beiträge in Anders, Hundt und Lasch im Druck).

Weiterhin ist davon auszugehen, dass solche Sprachräume im Wissen der Sprecher stets über konkrete Repräsentanten abgelegt sind. Es sind im Wesentlichen Figuren der Medienlandschaft (Komödianten, Politiker, Schauspieler, Sportler etc.), die mit einer bestimmten Regionalität assoziiert werden. Wie gezeigt werden konnte, ist dieses Wissen durchaus generationenspezifisch. Auf der einen Seite verfügen grob gesagt ältere Sprecher über ein ausgeprägteres regionalsprachliches Wissen als jüngere Sprecher. Auf der anderen Seite hat sich aber auch angedeutet, dass jüngere Sprecher aufgrund einer spezifischen Medienprägung etwa über Comedy und einer damit verbundenen expliziten regionalsprachlichen Stereotypisierung mitunter andere regionalsprachliche Wissensbestände aufweisen können. Dies wurde als Beleg dafür genommen, dass die Medienlandschaft, die über die Verbreitung der Hochsprache zum Abbau der Dialekte wesentlich beigetragen hat, zugleich neues regionalsprachliches Wissen geschaffen hat (vgl. Lameli 2009).

4.2. Aspekte der Dialektbewertung

Linguistisch eindeutige Daten zur Bewertung der Regionalsprachen im gesamten Raum der Bundesrepublik Deutschland liegen aktuell (2008) nicht vor. Der jüngste Überblick wurde im Rahmen einer Allensbachstudie erarbeitet (IfD-Umfrage 10016; 2.2008), die als Fortsetzung einer im Jahr 1998 durchgeführten Erhebung konzipiert wurde (IfD-Umfrage 6063, 8. 1998). Die Ergebnisse sind im Kern sehr ähnlich, weswegen hier nur auf die jüngere Studie Bezug genommen wird.

Nach Ausweis der aktuellen Allensbachstudie behaupten 48% der befragten Personen in der Lage zu sein, die „Mundart“ ihrer Region sprechen zu können. Hinsichtlich der Bewertung der einzelnen Mundarten – vorliegend synonym als „Dialekt“ bezeichnet – sind Abstufungen erkennbar. Für immerhin 35% der Befragten ist „Bayerisch“ der beliebteste Dialekt, im Gegensatz etwa zu den kleinräumigeren und allgemein sicher auch weniger bekannten Dialekten in Pommern oder im Saarland. Umgekehrt ist das Bayerische aber auch für 21% der Informanten ein eher unbeliebter Dialekt, womit es an zweiter Stelle hinter dem Sächsischen rangiert (54%).

Grundsätzlich scheint die Beliebtheit der Dialekte im Westen der Republik ausgeprägter zu sein als im Osten: 10% geben hier an, keinen Dialekt gerne zu hören, im Osten sind es 16%. Zugleich sind es die älteren Informanten, die dem Dialekt besonders offen gegenüberstehen. Auch lässt sich aus den Umfragen die schon erwähnte starke Abhängigkeit der Dialektverwendung von bestimmten Gesprächssituationen erkennen. Ein eindeutiger Zusammenhang mit der sozialen Schicht der Informanten ist allerdings nicht grundsätzlich ableitbar, wenngleich eine Tendenz zur geringeren Dialekttoleranz bei Informanten mit höherem Schulabschluss erkennbar ist. Ein Zusammenhang mit dem Geschlecht der Informanten besteht nicht.

Bei solchen Befragungen ist zu berücksichtigen, dass die Vorstellung von den Regionalsprachen individuell unterschiedlich ist. Mehr noch: Auch der Ausschnitt des Spektrums zwischen Hochdeutsch und Dialekt, auf den die Sprecher mit den Ausdrücken „Mundart“, „Platt“ etc. referieren, ist individuell unterschiedlich und nur schwer vergleichbar. Sowohl aus wissenschaftlicher als auch aus Sprechersicht ist z. B. nicht eindeutig, an welcher Stelle die abgefragten Kategorien „Bayerisch“ oder „Hamburger Platt“ auf der vertikalen Achse in Abb. 37.1 zu positionieren sind. Die unterschiedliche Konzeptualisierung der Sprecher spiegelt sich in den auffallend hohen Prozentwerten dialektkompetenter Sprecher in solchen Regionen wider, in denen Dialekte im Sinne einer lokalen bzw. kleinräumigen Sprechweise heute nicht mehr als umfassend präsent gelten können. In diesem Zusammenhang ist etwa auffallend, dass die Frage „Können Sie die Mundart hier aus der Gegend sprechen?“ in Thüringen/Sachsen von 49% der Befragten, in Bayern von 66% der Befragten mit „ja“ beantwortet wird. Dabei ist zu berücksichtigen, dass bei manchen Dialektkonzepten eine regionale Einzelmarkierung leitend sein kann, Stereotype etwa, die über Medien transportiert werden, wie z. B. die Verwendung ungerundeter Hinterzungenvokale zur Markierung von Sprechern aus Sachsen. Eine Sprechweise, die in geringem Umfang solche Stereotype aufweist, wird von Sprechern, die selbst nicht dialektkompetent sind, nicht selten bereits als dialektal angesehen. Andererseits können Dialektkonzepte in besonderem Maße von spezifischen Sprachsystemen bzw. Varietäten geprägt sein, z. B. im Sinne einer traditionellen, insgesamt möglichst der Standardsprache fernen Sprechweise. Es bleibt daher unklar, inwieweit die einzelnen der Informanten auf die Bereiche A, B oder C in Abb. 37.1 referieren. Dies mag das deskriptive Ergebnis in gewissem Maße zwar relativieren, bestätigt aber dennoch die enorme Wichtigkeit, die eine regionale Markierung der gesprochenen Sprache trotz aller Abbautendenzen im Alltag auch gegenwärtig noch immer trägt.

5. Regionalsprachen im DaF-Unterricht

Für den DaF-Bereich ist festzustellen, dass hinsichtlich der Standardsprache eine Vielzahl an Lehrwerken gerade im Zusammenhang mit grammatischer Wissensvermittlung vorliegt, die allgemein bekannt und hier nicht weiter zu thematisieren ist. Auch liegt mit dem Variantenwörterbuch des Deutschen (Ammon et al. 2004) ein Werk vor, das dem Deutschlerner einen lexikalischen Zugang zu den Oralisierungsnormen in Deutschland, Österreich und der Schweiz vermittelt. Allerdings ist in keinem einzigen für den DaF-Unterricht erarbeiteten Lehrwerk eine fundierte Darstellung der regionalsprachlichen Verhältnisse innerhalb Deutschlands gegeben. Hier ist ein Defizit erkennbar, für das nicht allein die Autoren der Lehrwerke verantwortlich zu machen sind, sondern in besonderem Maße die Wissenschaftler, denen es bislang nicht möglich war, den gesamten Variationsbereich des Deutschen sowohl vertikal als auch horizontal umfassend zu erschließen (s. o.). Dennoch liegen Daten vor, auf die im Unterricht zurückgegriffen werden kann, wenn sie auch in der Regel nicht didaktisiert sind (z. B. König 1989; Eichhoff 1977–2000; DiWA 2001–2009; Elspaß und Möller 2003 ff.). Gegenwärtig sind zudem verschiedene Forschungsprojekte in Umsetzung begriffen, die sich schwerpunktmäßig der regionalen Variation des Deutschen widmen, wie etwa das in Mannheim erarbeitete „Deutsch heute“-Projekt, oder das in Marburg lokalisierte Projekt „regionalsprache.de“

(REDE). Beide Unternehmungen sind intentional mindestens in Teilen auch der Wissensvermittlung im DaF-Unterricht verpflichtet. Darüber hinaus wurden in jüngerer Vergangenheit internetbasierte Materialien zu den deutschen Regionalsprachen erarbeitet, die ebenfalls auf Verwendung in der Lehre ausgerichtet sind (z. B. Lameli 2008). Der Bereich der Konzeptualisierungen, der aus landeskundlicher Sicht nicht unerheblich ist, ist in den einschlägigen Werken bislang unberücksichtigt geblieben und bedarf der Aufarbeitung. Darüber hinaus ist mindestens am Rande auch die Verteilung der deutschen Familiennamen für den landeskundlichen Unterricht geeignet. Es können hier klare Raummuster gezeigt werden, die zum Verständnis der deutschen Sprachlandschaft beitragen (v. a. Kunze 2003). Unabhängig von den bereits genannten Werken bieten sich für den DaF-Unterricht die nachstehenden Bücher an: Lausberg und Möller (2000), König und Renn (2006), König (2007), Drenda (2008). Der interessierte DaF-Lehrer findet dort vereinfachte und für den Unterricht geeignete (Bild-)Materialien, die vorrangig für den linguistischen Laien konzipiert wurden und einen teils allgemeinen, teils speziellen Zugang zum Themenbereich vermitteln.

6. Literatur in Auswahl

Ammon, Ulrich et al.

2004 *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin/New York: de Gruyter.

Bellmann, Günter

1983 Probleme des Substandards im Deutschen. In: Klaus J. Mattheier (Hg.), *Aspekte der Dialekttheorie*, 105–130. Tübingen: Niemeyer.

Besch, Werner

1968 Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 87: 405–426.

DiWA = Schmidt, Jürgen Erich und Joachim Herrgen (Hg.)

2001–2009 *Digitaler Wenker-Atlas (DiWA)*. Bearbeitet von Alfred Lameli, Alexandra Lenz, Jost Nickel und Roland Kehrein, Karl-Heinz Müller, Stefan Rabanus. Marburg: Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas. <http://www.diwa.info> (31. 12. 2008).

Drenda, Georg

2008 *Kleiner linksrheinischer Dialektatlas. Sprache in Rheinland-Pfalz und im Saarland*. Stuttgart: Steiner.

Eichhoff, Jürgen

1977–2000 *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*. 4 Bände. Bern: Saur.

Elspaß, Stephan und Robert Möller

2003 ff. *Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA)*. <http://www.uni-augsburg.de/alltagssprache> (31. 12. 2008).

Anders, Christina, Markus Hundt und Alexander Lasch (Hg.)

im Druck *Perceptual Dialectology – Neue Wege der Dialektologie*. Berlin/New York: de Gruyter.

Kehrein, Roland

2008 Regionalakzent und linguistische Variationsspektren im Deutschen. In: Peter Ernst, Franz Patocka und Peter Wiesinger (Hg.), *Dialektgeographie der Zukunft*, 131–156. Stuttgart: Steiner.

- König, Werner
1989 *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. 2 Bände. Ismaning: Hueber.
- König, Werner
2007 *dtv-Atlas deutsche Sprache*. 16., durchgesehene und korrigierte Auflage. München: dtv.
- König, Werner und Manfred Renn
2006 *Kleiner Bayerischer Sprachatlas*. 2., korrigierte Auflage. München: dtv.
- Kunze, Konrad
2003 *dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet*. 5., durchgesehene und korrigierte Auflage. München: dtv.
- Lameli, Alfred
2004 *Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt*. Stuttgart: Steiner.
- Lameli, Alfred
2008 Deutsche Sprachlandschaften. *Nationalatlas aktuell* 9. http://aktuell.nationalatlas.de/Dialektraeume.9_08-2008.0.html (31. 12. 2008).
- Lameli, Alfred, Christoph Purschke und Roland Kehrein
2008 Stimulus und Kognition. Zur Aktivierung mentaler Raumbilder. *Linguistik online* 35: 55–86 (31. 12. 2008).
- Lameli, Alfred
2009 Die Konzeptualisierung des Sprachraums als Teil des regionalsprachlichen Wissens. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 37(1): 125–156.
- Lauf, Raphaela
1996 Regional markiert: Großräumliche Umgangssprache(n) im niederdeutschen Raum. *Niederdeutsches Jahrbuch* 119: 193–218.
- Lausberg, Helmut
1993 *Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland. Variablenbezogene Untersuchung anhand von Tonbandaufnahmen aus Erftstadt-Erp*. Köln: Böhlau.
- Lausberg, Helmut und Robert Möller
2000 *Rheinischer Wortatlas*. Bonn: Bouvier.
- Lenz, Alexandra
2003 *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlichl Eifel)*. Stuttgart: Steiner.
- Mihm, Arend
2000 Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl., 2107–2137. Berlin/New York: de Gruyter.
- Mihm, Arend
2008 Zielnormenwechsel und soziodialektale Sprachdynamik. Beobachtungen am Beispiel der Auslautverhärtung. In: Helen Christen und Evelyn Ziegler (Hg.), *Sprechen, Schreiben, Hören – Zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, 13–35. Wien: Präsenz.
- Schmidt, Jürgen Erich
1998 Moderne Dialektologie und regionale Sprachgeschichte. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 117: 163–179.
- Schmidt, Jürgen Erich
2005 Die deutsche Standardsprache: Eine Varietät – drei Oralisierungsnormen. In: Ludwig M. Eichinger und Werner Kallmeyer (Hg.), *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* 278–305. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schmidt, Jürgen Erich
2010 Die modernen Regionalsprachen als Varietätenverbände. In: Peter Gilles, Evelyn Ziegler und Joachim Scharloth (Hg.), *Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische*

Passungen sprachlicher Variation. Für Klaus J. Mattheier zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M.: Lang.

Spiekermann, Helmut

2006 Standardsprache als regionale Varietät – Regionale Standardvarietäten. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 71: 81–99.

Wiesinger, Peter

1983 Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Werner Besch, Ulrich Knoop, Wolfgang Putschke und Herbert Ernst Wiegand (Hg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, 807–900. Berlin/New York: de Gruyter.

Alfred Lameli, Marburg (Deutschland)

38. Das Deutsche außerhalb des zusammenhängenden deutschen Sprachraums

1. Regionale und historische Typisierung
2. Sprachliche Korrelate
3. Entwicklungsoptionen
4. Literatur in Auswahl

1. Regionale und historische Typisierung

1.1. Am Rande des deutschen Sprachgebiets

Als zusammenhängendes deutsches Sprachgebiet wird oft (vgl. DACH) der Raum der Staaten Deutschland, Österreich, der Schweiz und Liechtenstein bezeichnet. Da in diesen Staaten um die 90 Millionen muttersprachliche Sprecher des Deutschen leben und die Größe des Deutschen weltweit auf etwas zwischen 95 und 100 Millionen geschätzt wird, ist es nur ein recht geringer Anteil von Sprechern, der außerhalb des so beschriebenen zusammenhängenden Sprachgebiets lebt. Die Verhältnisse gehen sogar noch etwas eindeutiger in diese Richtung, wenn man bedenkt, dass das Verbreitungsgebiet des Deutschen als Muttersprache aus verschiedenen historischen Gründen nicht an diesen Staatsgrenzen endet. Die Schweiz ist ohnehin schon in sich mehrsprachig. Und in praktisch allen Staaten, die an Deutschland und Österreich grenzen, gibt es daher Gebiete, die als Fortsetzungen des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets angesehen werden können. Sie haben ein unterschiedliches Geschick gehabt, was logischerweise ihren heutigen Status prägt.

Am problemlosesten trifft die Beschreibung, den Rand des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets zu bilden, auf die Gruppen der Deutschsprachigen in Südtirol (fast 300.000) und in Belgien („Deutschsprachige Gemeinschaft“ 74.000), mit einer gewissen Modifikation auch für Luxemburg (11.000) zu. Das Kriterium für diese Einordnung ist das Vorhandensein einer gewissen Differenzierung von Varietäten unter Bezug

auf eine standardsprachliche Form, wie es den Kern des zusammenhängenden deutschen Sprachraums kennzeichnet. Einen Sonderfall stellt die deutschsprachige Minderheit in Dänemark (26.000) dar. Generell etwas anders geartet sind die Verhältnisse im Osten des deutschsprachigen Raums, wo sich historisch mehrfach die Verhältnisse von Staatssprache und den in diesem Raum vertretenen Varietäten des Deutschen verändert haben, und wo sich vor allem im Gefolge des Zweiten Weltkriegs die Zahlen der muttersprachlichen Sprecher des Deutschen dramatisch verringert haben. Das gilt für Polen (150.000), die Tschechische (40.000) und die Slowakische Republik (5.000) und Ungarn (34.000). Wenn man von diesen Unterschieden einmal absieht, ergibt sich insgesamt also fast eine weitere halbe Million an Sprechern, die unmittelbar an die deutschsprachigen Staaten anschließen (vgl. Lewis 2009: *Ethnologue: Languages of the World* sowie die ebenfalls online verfügbare 14. Aufl. von *Ethnologue* (2005) mit zum Teil noch merklich höheren Angaben).

Nicht mitgezählt sind dabei die Sprecher deutscher Sprachformen im Übergangsbereich zu Frankreich. Es geht dabei um die Sprachenlage im Elsass und Teilen Lothringens, die ebenfalls deutliche Besonderheiten zeigt, die von der politischen Geschichte dieser Region und den Traditionen der jeweiligen Sprachpolitiken deutlich geprägt ist. Die Angabe der Zahl von Personen, die in diesem Raum eine Form des Deutschen sprechen, variiert sehr stark. In neueren Publikationen werden Zahlen zwischen 1,1 Millionen (Amt für Sprache und Kultur im Elsass) und 1,5 Millionen (Lewis 2009) genannt (zu den Zahlen vgl. auch Eichinger 1997: 155).

Wegen ihrer relativen Größe und der Unterschiede bei gleich großer Nähe zum zusammenhängenden deutschen Sprachgebiet werden das Elsass und Südtirol am Ende dieses Artikels exemplarisch gegeneinandergestellt.

1.2. Phasen weiträumigerer Ausbreitung

1.2.1. Frühere Phasen

Es gibt dann die kleineren deutschsprachigen Gruppen, die in verschiedener Art und Weise der kulturellen Nahstreuung des Deutschen zu verdanken sind.

Das betrifft als Ergebnis einer ersten historischen Phase mittelalterliche Sprachinseln (zum Konzept vgl. Eichinger 2003) im Alpenraum ebenso wie ein doch bis vor kurzem großes und eigenständiges Sprachgebiet wie das der Siebenbürger Sachsen in Rumänien (heute 40–60.000, vgl. Bottesch 2008: 332). Eine zweite Welle der Migration deutschsprachiger Siedler in den europäischen Nachbarschaftsraum führt dann im 18. und 19. Jahrhundert zu Ansiedlungen in Mittel- und Osteuropa, die zur Besiedlung und Kultivierung dieser Räume gedacht waren (z. B. sogenannte „Schwabenzüge“ in Ungarn, dort heute etwa 30.000 Deutschsprachige, vgl. Knipf-Komlósi 2008). Wesentliche Faktoren für die entsprechende Auswanderung von Deutschen aus dem Binnengebiet waren eine negative wirtschaftliche Entwicklung – unter anderem im Gefolge von Kriegen – aber auch die Suche nach religiöser Freiheit. In dieser Phase geht es dann auch nicht mehr nur um Siedlung mehr oder minder im Nahbereich der sprachlichen Heimat. Das gilt schon für die von Katharina der Großen angestoßene und von Alexander I. fortgesetzte Anwerbung nach Russland (vgl. Berend und Riehl 2008), das gilt dann aber noch mehr für die überseeischen Sprachinseln, etwa in den USA (vgl. zum *Pennsylvania Dutch* Lou-

den 2008; Zahl der Sprecher: 250.000), aber auch in Südamerika (etwa Venezuela, Paraguay). Vor allem auch religiös fundierte Sprachgruppen, zu deren Identität das Deutsche gehört (v. a. Mennoniten mit Plautdietsch, aber auch andere v. a. protestantische Denominationen), finden sich auch sonst weithin verstreut (etwa in Australien, vgl. Clyne 1992). Wo nicht Faktoren der regionalen Absonderung, einer spezifischen Identitätskonstitution oder ein entsprechender sprachlicher Image-Vorteil vorliegen (vgl. zu allen Punkten am Beispiel mennonitischer Gemeinschaften z. B. Kaufmann 1997), nimmt die Verwendung dieser deutschen Varietäten deutlich ab. Kritisch für den Erhalt des Deutschen sind in diesem Kontext auch all die Siedlungsbewegungen, durch die Sprecher unterschiedlicher deutscher Dialekte ohne eine deutliche Bindung an eine übergreifende Form zusammenkamen, so dass neben der Bildung von deutschen Ausgleichsformen, die logischerweise im Herkunftsdeutschen kein Vorbild hatten, die Einflüsse der Umgebungssprache bzw. das Wechseln in eine ihrer Formen eine erhöhte Bedeutung bekamen (deutlich etwa bei der russlanddeutschen Minderheit in Sibirien; vgl. Blankenhorn 2008: 60–62).

1.2.2. Das 19. und 20. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert kommt es zu der großen wirtschaftlich und politisch bedingten Auswanderungswelle in die USA, die aber aufgrund der zwischenzeitlichen historischen Ereignisse und sicher auch aufgrund der Vorteile der Integration in eine als erfolgreich wahrgenommene Lebensform sprachlich heute nicht mehr sehr folgenreich ist (vgl. z. B. zum *Texas German* Boas 2009). Zum Teil sind die deutschsprachigen Siedlungen in Lateinamerika Folgen dieses Typs von Migration, auch bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein (z. B. Brasilien), aber auch ein Teil der Siedlungsbewegungen nach Australien ist von diesem Typ.

Ein Punkt, der die weltweite Verbreitung anderer (west)europäischer Sprachen entscheidend prägt, spielt für das Deutsche nur eine marginale Rolle. Die Phase einer deutschen Kolonialpolitik zum Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts führt eigentlich nur in der historischen Folge von Deutsch Südwestafrika in Namibia zur langhaltigen Existenz einer deutschsprachigen Bevölkerungsgruppe (heute 20–30.000). In den anderen Gebieten, in denen Deutschland als Kolonialmacht tätig war, kann man allenfalls Reflexe des ehemaligen Einflusses finden (vgl. z. B. das *Unserdeutsch* Papua-Neuguineas; ca. 100, Lewis 2009; vgl. Mühlhäusler 2001).

2. Sprachliche Korrelate

2.1. Das Varietätengefüge

Wenn man heute ohne weitere Differenzierung vom Deutschen spricht, meint man im Prinzip das von Standardsprachlichkeit geprägte Gefüge von sprachlichen Varietäten, wie man es im zusammenhängenden Sprachgebiet findet. Da sich diese Konstellation von sprachlichen Formen prinzipiell erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dieser Weise formiert hat, heißt es in den meisten skizzierten Fällen eigentlich etwas anderes, wenn man sie dem deutschen Sprachraum zurechnet (vgl. dazu Eichinger 1997: 156–157).

Wie man schon aus der oben gegebenen Skizze der wichtigen Ausbreitungsphasen des Deutschen entnehmen kann, kann in vielen Fällen von vornherein ausgeschlossen werden, dass die schriftliche oder gar mündliche Form der Standardsprache dabei eine große Rolle gespielt hätte. In vielen Fällen stehen historische Dialekte und Soziolekte im Mittelpunkt der Sprachgebräuche – vor allem in den kleineren und fernerer Siedlungseinheiten, die denn eher Dialektinseln als Sprachinseln sind. So zeigt sich auch in relativ nah am zusammenhängenden deutschen Sprachraum befindlichen Sprachgruppen wie den Ungarndeutschen, dass eine standardnahe Varietät, das „Hochdeutsche“, traditionell eher die Rolle eines Akrolekts einnahm (vgl. Knipf-Komlósi 2008: 288), was sich hier möglicherweise neuerdings unter dem Einfluss der Erlernens des Deutschen als Fremdsprache ändert. Noch deutlicher ist dieser Effekt bei den Gruppen, bei denen Schriftsprachlichkeit oder die Ausbildung einer Ausgleichsform keine Rolle spielen. Notwendigerweise interagieren die vorhandenen Möglichkeiten des Deutschen in diesen Fällen in unmittelbarer Weise mit der anderen bzw. den anderen Sprachen, die in der jeweiligen Umgebung eine Rolle spielen, so dass mit verschiedensten kontaktlinguistischen Erscheinungen zu rechnen ist (vgl. etwa zum Elsass Petit 1997: 1235–1237).

2.2. Entwicklungsbedingungen

Zudem hat die Herauslösung aus der Entwicklung zu der schriftsprachlich dominierten Form im zentralen Verbreitungsraum des Deutschen zu einer gewissen Fossilisierung historischer Zustände einerseits geführt (klassischerweise diskutiert an den alpinen Sprachinseln wie z. B. dem Fersental im italienischen Trentino, vgl. Rowley 1996; insgesamt Wiesinger 1982), andererseits zur Entfaltung von Entwicklungsoptionen, die von den Wegen abweichen, die von der deutschen Schriftsprache eingeschlagen wurden (vgl. Rosenberg 2003). Das ist zwar auch der Fall, wenn man die Binnendifferenzierung des Deutschen in seine traditionellen regionalen Dialekte betrachtet – hier ist aber offenkundig, dass mit dem Erfolg einer allgemeinen Alphabetisierung, den Bedingungen von Verstädterung und Industrialisierung im Verlaufe des 19. Jahrhunderts der Einfluss des Standards vieles verändert hat.

3. Entwicklungsoptionen

3.1. Vorbemerkung

Für die neuere Phase – mit der Standardsprache im Hintergrund – ist auch bedeutsam, dass es auf jeden Fall bis zur Reichsgründung um 1870 im Prinzip zwei sprachpolitische Modelle zum Umgang mit Mehrsprachigkeit gab, deren eines, das durch die Habsburger Monarchie vertreten war, erheblichen Einfluss auf die Verbreitung des Deutschen im Süden und Osten des deutschen Sprachgebiets hatte (vgl. Goebel 2008). Das andere, letztlich dominante nationale Modell, wie es v. a. ab 1870 im Deutschen Reich vertreten wurde, ist eher an einem Modell von Einsprachigkeit orientiert (vgl. Khan 2004: 525–520 zur dt.-frz. Grenze). In gewissem Maße kann man die Entwicklung der im Folgenden exemplarisch angesprochenen Fälle als Varianten auf der Basis dieser Alternative beschreiben.

3.2. Alternative Entwicklungen: am Beispiel zweier größerer Gebiete

3.2.1. Südtirol

Die sprachliche Situation in Südtirol ist heutzutage intern von einer prinzipiellen Gleichwertigkeit des Deutschen und des Italienischen geprägt, welche die Wahl zwischen diesen beiden Sprachen zu einer vergleichsweise ungefährlichen Option werden lässt. Seit alters gibt es in diesem Raum das Nebeneinander einer germanischsprachigen und einer romanischsprachigen Gemeinschaft, wobei allerdings der echte Kontakt auf die städtischen Agglomerationen und bestimmten Regionen in den Tälern beschränkt war. Die Regelungen in der Habsburger Monarchie waren auf jeden Fall mit den Interessen der deutschsprachigen Bevölkerung kompatibel. Erst nach dem ersten Weltkrieg und in Sonderheit im Faschismus und der Zeit des Zweiten Weltkriegs wurde das Deutsche zurückgedrängt. Das führte in den 1950er und 1960er Jahren zu heftigen Auseinandersetzungen, die aber in einer als beispielhaft geltenden Minderheitenschutzregelung, dem sogenannten „Paket“ des Jahres 1972 endeten. Im Gefolge dieser Autonomiebestimmungen ist es so, dass die deutschsprachige Gemeinschaft in Südtirol alle ihre Bedürfnisse in der deutschen Sprache erledigen kann, aber zusätzlich die Vorteile der Zweisprachigkeit nutzt.

Zu den Regelungen gehört auch, dass alle zehn Jahre im Kontext der Volkszählung eine Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung abgegeben wird. Beim letzten Termin (2001) haben sich 296.461 Personen (69,15%) der deutschen Sprachgruppe zugehörig erklärt, 110.206 (26,47%) der italienischen und 18.736 (4,37%) der Ladinischen. Damit stabilisiert sich eine Situation, die sich seit den Autonomie-Regelungen des Jahres 1972 andeutete. Die deutschsprachige Bevölkerung bildet bei weitem die Mehrheit in der Provinz Bozen-Südtirol und hat so auch die Möglichkeiten, im organisatorischen Nahraum der Provinz die eigene Sprache ohne Einschränkungen zu verwenden.

Die sprachlichen Verhältnisse in Südtirol sind daher, was die Varietäten und auch die Verwendungsdifferenzierung angeht, nicht sehr verschieden von den österreichischen und in mancher Hinsicht auch den Schweizer Verhältnissen. Wie schon die kurze historische Skizze zeigte, hat Südtirol die normale schriftsprachliche Entwicklung mitgemacht, auf der anderen Seite sind die regionalen Dialekte lebendig und werden in ähnlicher Weise funktional eingesetzt wie etwa in Österreich. Was den Vergleich mit der Schweiz auslöst, ist der Tatbestand, dass äußerst umstritten ist, ob es zwischen den Dialekten und gesprochenen standardnahen Formen eine regionale Ausgleichssprache gibt. Die deutsche Sprache steht in Südtirol auf einer soliden Basis, die durch die aktive Zweisprachigkeit eher gestärkt wird.

3.2.2. Das Elsass

Das ist deutlich anders im Elsass, das aufgrund der Größe der Sprechergruppe möglicherweise mit der Lage in Südtirol vergleichbar erscheint. Die Unterschiede überwiegen aber bei weitem. Das Elsass war eigentlich in den französischen Staat integriert und auch mit der Schriftsprache Französisch sozialisiert, als es seit 1870 in das politische Hin und Her der folgenden Kriege und Kriegszwischenzeiten gerät. So kommen das Elsass und Teile von Lothringen an das Deutsche Reich, nach dem ersten Weltkrieg wieder an Frankreich, im Nationalsozialismus wieder an das Dritte Reich, anschließend nun wieder

an Frankreich. Die jeweiligen Wechsel waren von Zurückdrängen bzw. Unterdrückung der jeweils anderen Sprache gekennzeichnet. Das hat letztlich dazu geführt, dass die deutsche Standardsprache allenfalls als eine ausgezeichnete Fremdsprache gelten kann. Das Elsässische, das sich findet, ist die Fortsetzung der auch auf bundesrepublikanischem Boden vorfindlichen Dialektlandschaft, allerdings spielt natürlich der ständige Kontakt mit dem Französischen formal – aber vor allem auch funktional – eine merkwürdige Rolle. Im Kern seiner Verwendung ist das Elsässische mehr und mehr eine eher ländliche als städtische, eher für informelle Kontexte geeignete Sprachform, die Schreibformen zeigt, wie sie auch sonst für Dialekte üblich sind. Lange Zeit wurde das Elsässische als eine dachlose Außenmundart des Deutschen betrachtet und so eben nicht als eine Regionalsprache Frankreichs. Das hat sich – als Abschluss von Regionalisierungstendenzen, die bis in die 1980er Jahre zurückgehen – erst vor kurzem geändert, als am 21. Juli 2008 Artikel 75 (1) in die französische Verfassung eingebracht wird, in dem die regionalen Sprachen Frankreichs zum Teil des französischen Erbes erklärt werden. Von den etwa 1,8 Millionen Bewohnern des Elsass haben 2001 61 % angegeben, sie seien Sprecher des Dialekts, wobei es eine deutliche Altersabstufung gibt (Amt für Sprache und Kultur im Elsass). Zudem nutzen fast alle Sprecher den Dialekt in der Familie, aber nur etwa die Hälfte auch im beruflichen Umfeld. Die Problematik des Bezugs auf das zusammenhängende deutsche Sprachgebiet wird auch in den Differenzen der Bezeichnung für diese sprachliche Form deutlich; es sind unterschiedliche sprachpolitische Diskurse, in denen man von germanophonen Dialekten, dem Elsässischen oder dem Elsassdeutschen spricht.

4. Literatur in Auswahl

Amt für Sprache und Kultur im Elsass (OLCA)

Sprachobservatorium: Der elsässische Dialekt in Zahlen. <http://www.olcalsace.org/de/dialecte-chiffres/der-elsassische-dialekt-in-zahlen.html> (20. 1. 2010).

Berend, Nina und Claudia M. Riehl

2008 Russland. In: Ludwig M. Eichinger, Albrecht Plewnia und Claudia M. Riehl (Hg.), 17–58.

Blankenhorn, Renate

2008 Die russlanddeutsche Minderheit in Sibirien. In: Ludwig M. Eichinger, Albrecht Plewnia und Claudia M. Riehl (Hg.), 59–70.

Boas, Hans C.

2009 *The Life and Death of Texas German.* (Publication of the American Dialect Society 93.) Durham, N.C.: Duke University Press.

Born, Joachim und Sylvia Dickgießer

1989 *Deutschsprachige Minderheiten. Ein Überblick über den Stand der Forschung für 27 Länder.* Mannheim: IDS.

Bottesch, Johanna

2008 Rumänien. In: Ludwig M. Eichinger, Albrecht Plewnia und Claudia M. Riehl (Hg.), 329–392.

Clyne, Michael

1992 Zur Gegenwart und Zukunft der deutschen Sprache in Australien. *Muttersprache* 102: 192–203.

- Eichinger, Ludwig M.
 1997 Deutsch in weiter Ferne. In: Gerhard Stickel (Hg.), *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*, 155–181 (Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 1996.) Berlin: de Gruyter.
- Eichinger, Ludwig M.
 2003 Island Hopping: Vom Nutzen und Vergnügen des Vergleichens von Sprachinseln. In: Jan-nis Androutsopoulos und Evelyn Ziegler (Hg.), „Standardfragen“. *Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation*, 83–107. Frankfurt a. M.: Lang.
- Eichinger, Ludwig M., Albrecht Plewnia und Claudia Maria Riehl (Hg.)
 2008 *Handbuch der deutschen Sprachminderheiten in Mittel- und Osteuropa*. Tübingen: Narr.
- Eurobarometer
 2006 *Die Europäer und ihre Sprachen. Vollbericht*. (eurobarometer spezial 243.) Brüssel: Europäische Kommission. http://ec.europa.eu/education/languages/archive/languages/eurobarometer06_de.html (20. 01. 2010).
- Goebel, Hans
 2008 Sprachenvielfalt und Sprachenpolitik in der Spätphase der Donaumonarchie (1848–1918). In: Ludwig M. Eichinger und Albrecht Plewnia (Hg.), *Das Deutsche und seine Nachbarn. Über Identitäten und Mehrsprachigkeit*, 109–134. Tübingen: Narr.
- Kaufmann, Göz
 1997 *Varietätendynamik in Sprachkontaktsituationen: Attitüden und Sprachverhalten rußland-deutscher Mennoniten in Mexiko und den USA*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Khan, Daniel-Erasmus
 2004 *Die deutschen Staatsgrenzen*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth
 2008 Ungarn. In: Ludwig M. Eichinger, Albrecht Plewnia und Claudia M. Riehl (Hg.), 265–328.
- Lewis, M. Paul (Hg.)
 2009 *Ethnologue: Languages of the World*. 16. Aufl. Dallas, Tex.: SIL International. <http://www.ethnologue.com> (21. 5. 2010).
- Louden, Mark
 2008 Synthesis in Pennsylvania German Language and Culture. In: Josef Raab und Jan Wիրrer (Hg.), *Die deutsche Präsenz in den USA / The German Presence in the U.S.A.*, 671–699. Münster: Lit Verlag.
- Mühlhäusler, Peter
 2001 Die deutsche Sprache im Pazifik. In: Hermann J. Hiery (Hg.), *Die deutsche Südsee 1884–1914: ein Handbuch*, 239–262. Paderborn: Schöningh.
- Petit, Jean
 1997 Français – Allemand. In: Hans Goebel, Peter H. Nelde, Zdeněk Starý und Wolfgang Wölck (Hg.), *Kontaktlinguistik / Contact Linguistics / Linguistique de contact. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. / An international Handbook of Contemporary Research / Manuel international des recherches contemporaines*, 1222–1240. 2. Halbband (HSK 12.2.). Berlin: de Gruyter.
- Rosenberg, Peter
 2003 Vergleichende Sprachinselforschung: Sprachwandel in deutschen Sprachinseln in Russland und Brasilien. *Linguistik online* 13: 273–324 (21. 5. 2010).
- Rowley, Anthony R.
 1996 Die Sprachinseln der Fersentaler und Zimbern. In: Robert Hinderling und Ludwig M. Eichinger (Hg.), *Handbuch der mitteleuropäischen Sprachminderheiten*, 263–285. Tübingen: Narr.

Wiesinger, Peter

- 1982 Deutsche Dialektgebiete außerhalb des deutschen Sprachgebietes. In: Werner Besch, Ulrich Knoop, Wolfgang Putschke und Herbert E. Wiegand (Hg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, 900–929. Berlin: de Gruyter.

Ludwig M. Eichinger, Mannheim (Deutschland)

39. Entwicklungen und Veränderungen im heutigen Deutsch

1. Vorklärungen
2. Erscheinungen
3. Der soziolinguistische Rahmen
4. Diversifikation und Stabilität
5. Literatur in Auswahl

1. Vorklärungen

Die Frage nach den sprachlichen Entwicklungen und Veränderungen wird meist eher unspezifisch gestellt, so dass mit dieser Formulierung verschiedene Arten von Neuerungen zusammengefasst werden, die sich im Gebrauch der Gegenwartssprache niederschlagen. Eigentlich spricht sie weniger von dem Wunsch, dem Sprachwandel und seinen Gründen näher zu kommen, als dem Versuch, charakteristische Elemente eines modernen Sprachgebrauchs zu finden.

Solch eine Fragestellung und die Dokumentation der entsprechenden Befunde sind für einen Fremdsprachenunterricht, der an den Erwartbarkeiten gegenwärtiger Kommunikation orientiert ist, von Bedeutung. Dieses Interesse ist zudem davon geleitet, mit der Darstellung einschlägiger Erscheinungen Informationen über die Einbettung der verschiedenen Sprachgebräuche in das sozialsymbolische und normative System des muttersprachlichen Alltags zu bekommen (Langer 2007). Neuerungen im Sprachgebrauch zu kennen, ist ein vernünftiger Bestandteil einer sprachlichen Landeskunde.

Dieser Konnex von Neuem, Verändertem und normativem Status bringt es zudem mit sich, dass diesem fremdsprachenmethodischen Diskurs auf muttersprachlicher Seite ein sprachkritischer Diskurs auf verschiedenen Ebenen entspricht.

Diese Fragen einer synchronen Statusbewertung sind den meisten sprachwissenschaftlichen Darlegungen zu diesem Thema eher fremd (Klein 2009; Eichinger 2009a). In ihnen wird der generelle Blick auf sprachlich „Neues“ einerseits stärker im Hinblick auf weiträumiger geltende Gesetzmäßigkeiten des Wandels fokussiert; andererseits wird stärker auf eine analytische Scheidung dessen geachtet, was sich alles als Entwicklung oder Veränderung erkennen lässt.

Die in Frage stehenden Erscheinungen werden daraufhin betrachtet, inwieweit in ihnen längerfristige Systementwicklungen wirksam werden, wie in manchen der jetzt als Bestandteile des historischen Gegenwartssystems zu verstehenden Elementen eine historische Gebrauchspräferenz ihren Niederschlag findet, letztlich, wie sich die Variation innerhalb der historischen Sprache Deutsch in der Gegenwart ausnimmt und wie die daraus folgenden Gebräuche in den Kontexten und Bedingungen der sozialen Interaktion in den Gesellschaften der deutschsprachigen Länder situiert sind.

Gleichzeitig wird die Beschreibung häufig auf bestimmte linguistische Ebenen (Grammatik, Lexik, Pragmatik) beziehungsweise Herangehensweisen (systematisch-formal; funktional; interaktional) bezogen. Letztlich werden Elemente der Situierung der sprachlichen Interaktion, die für die gesellschaftliche Entwicklung als zentral gelten, in Korrelation zu sprachlichen Phänomenen gesetzt.

2. Erscheinungen

2.1. Die Auswahl der diskutierten sprachlichen Erscheinungen

Wenn man das Konzept der sprachlichen Entwicklung und Veränderung als Element eines fachlich gestützten fachnahen Alltagsdiskurses betrachtet (zur Bedeutung dieser Kategorie Ehlich 2006: 21), kann man seine Darstellung am einfachsten durch das Umreißen der zentralen Objekte dieses Diskurses angehen. Für einen ersten Zugriff bietet es sich an, sie nach den gängigen Ebenen von Grammatik, Lexik und Pragmatik zu ordnen.

Das Konzept der Neuerung ist ohne einen Bezugspunkt, auf dessen Folie die beobachteten Erscheinungen diskutiert werden, nicht denkbar. Auf dieser Ebene ist das die Standardform der geschriebenen Sprache, wie man sie exemplarisch im redaktionellen Teil der Abonnementspresse findet, und eine standardnahe Form der gesprochenen Sprache, wie sie in redaktionellen Moderationen von Rundfunk- und Fernsehsendern nationaler Reichweite realisiert wird (Klein 2009: 155).

2.2. Grammatisches

Unter diesen Voraussetzungen wird regelmäßig eine Reihe von grammatischen Phänomenen genannt, die den akuten Stand längerfristiger Entwicklungen des Deutschen im Rahmen seiner typologischen Möglichkeiten betreffen (s. IDS_grammis_fragen).

Entwicklungen in der Morphosyntax des Deutschen orientieren sich insgesamt an dem für das Deutsche spezifischen Ausgleich zwischen analytischen und synthetischen Kodierungstechniken (Wurzel 1996: 521–522). In diesen Kontext gehören die Diskussionen zur Kodierung und Verwendung der substantivischen Kasus wie zur Variation im Bereich der Monoflexion in der Nominalgruppe (Eichinger und Plewnia 2006).

Die Diskussion um das Kasussystem des Deutschen geht häufig von der marginalen Rolle des Genitivs als Objektkasus aus. Das reflektiert u. a. Diskrepanz zwischen der deutlichen Kasusdifferenzierung beim Maskulinum und dem formalen Zusammenfall beim Femininum. Dieser Unterdifferenziertheit hat das Funktionieren des Systems Rechnung zu tragen. Da die Kasus-Information im Prinzip nicht am Substantiv, sondern am

Artikel, funktional entsprechenden Wörtern bzw. am Adjektiv ausgedrückt wird, kommt es beim Nicht-Auftreten eines dieser Elemente zu weiteren Problemen. Es vermeidet viele dieser Schwierigkeiten, dass der Genitiv im wesentlichen auf die Funktion des unmarkiertesten Junktors für nominale Attribute beschränkt wird, dass entsprechende präpositionale Junktoren der Klärung unklarer Abhängigkeitsverhältnisse dienen (*Mengen von Wein / Getränken*), dass in Zweifelsfällen die Flexion direkt am Substantiv die Singular-Plural-Differenzierung stützt (*ein Orchester mit / ohne Dirigent / Dirigenten*), dass die Flexionstypen arrondiert werden (*Glaube / Glauben*), und dass kategoriale Ambivalenzen über striktere Erwartungen an die vorhandenen Wortstellungspräferenzen aufgelöst werden (*Die Frau besucht die Braut. Das Gesicht verändert die Stimmung.*). All das entspricht längerfristigen Entwicklungsoptionen des Deutschen, kann aber aktuell als „Tendenz“ und ggf. kritischer Zweifelsfall erscheinen. Denn einerseits gibt es häufiger ein gesamthaft schwer überschaubares Nebeneinander von Formen (*Evas Haus, das Haus Evas / von Eva; An den Ufern des Nil / des Nils / von dem Nil; ich erinnere das / dich; ich erinnere mich dessen / daran / an das – dein / deiner / an dich*); zum zweiten ist die Reichweite alternativer Konstruktionen häufig nicht auf den jeweiligen Problembereich beschränkt und zum dritten sind mit den Konstruktionen – in Teilen ihrer Verwendung – stilistische Differenzierungen verbunden (*Das Thema meines Vortrags / von meinem Vortrag / meinem Vortrag sein Thema*).

In denselben Kontext gehört die Frage der wechselnden Rektion von Präpositionen. Sie betrifft häufig den Wechsel zwischen Genitiv und Dativ, also ebenfalls die Stelle der formalen Unterdifferenzierung beim Femininum. Was man seit längerem für Präpositionen wie *trotz* und *wegen* diskutiert, ein Nebeneinander von Genitiv- und Dativrektion (mit formellerem Charakter des Genitivs) findet sich inzwischen öfter, gerade auch, weil auch viele unentscheidbare Fälle auftreten (s. di Meola 2009: 212–214; dort z. B. bei *dank* 125 klare Dative, 348 klare Genitive, 525 unentscheidbare Fälle).

Die genannten Generalisierungen im Kasussystem führen auf jeden Fall zu deutlichen Präferenzen bei der Kodierung satzsyntaktischer Konstruktionen. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die Präferenz für Verben mit präpositionaler Rektion gegenüber der Genitivrektion bei Konstruktionsalternativen. So findet sich zum Beispiel in den Datenbanken des IDS nur ein einziger Beleg für die Konstruktion *erinnert sich der Zeit*, dagegen gibt es 135 Verwendungen für *erinnert sich an die Zeit* – und das auch bei ähnlicher Stillage (eher gehoben; Feuilleton)

- (1) [...] *geht auf der Bühne hin und her und erinnert sich der Zeit von 1970*
(Frankfurter Allgemeine, 1995)
- (2) [...] *und ein „Alter Mann“ erinnert sich an die Zeit zum Ende des zweiten Weltkrieges*
(die tageszeitung, 14. 03. 1996)

Im verbalen Bereich betrifft das sowohl die Fragen der Tempus- und der Moduskodierung (etwa zum Konjunktiv II, Lotze und Gallmann 2009: 229–237) wie insgesamt die Kodierung im Rahmen von Klammerungsstrukturen (z. B. „Dativ-Passiv“; *tun*-Periphrasen).

Einen zentralen Punkt bei der Entfaltung propositionaler Zusammenhänge stellt die Instruktion über Kausalitätsverhältnisse dar. Die Verwendung der entsprechenden Konnektoren und der von ihnen eingeführten Konstruktionen zeigt eine erhebliche Variation.

Die klassischen Beispiele sind hierfür die Verwendungen der Konnektoren *weil* und *obwohl* mit nachfolgender Hauptsatzwortstellung, die jeweils eine subjektivere Variante der Begründung liefern, als wenn das gleiche Element in einer Konstruktion mit Verbendstellung verwendet wird (s. Günthner 2005: 49–51; Wegener 1999).

Zum Teil wird auch darauf verwiesen, dass Lehnkonstruktionen eine zunehmende Bedeutung hätten. So gibt es Konstruktionen mit dem Verb *machen*, die sich unter englischem Einfluss durchgesetzt oder zumindest ihren Gebrauch verbreitert haben. Auch in diesen Fällen gibt es offenbar Verwendungsdifferenzierungen, zwischen *Sinn haben* und *Sinn machen* wie sie sich in den folgenden Belegen andeuten:

- (3) *Eine Ampel macht keinen Sinn, da sie wie der Zebrastreifen ignoriert werden kann.*
(Braunschweiger Zeitung, 10. 01. 2009)
- (4) *Es hat keinen Sinn mit Männern zu streiten, sie haben doch immer Unrecht.*
(Braunschweiger Zeitung, 10. 03. 2009)

Ähnliches lässt sich bei der Variation der Jahreszahlennennung (2009; in 2009; im Jahr 2009) zeigen (s. IDS_grammis_fragen; auch Eisenberg 2009: 81–82).

2.3. Lexikalisches

Dass sich der Wortschatz verändert, ist so erwartbar und gewöhnlich, dass man diesen Tatbestand kaum als eigene Tendenz herauslösen kann. Dass zu diesem Zweck in einer ausgebauten Schriftkultur wie der deutschen alle vorhandenen Mittel genutzt werden, ist eher ein Definitionskriterium für diesen Zustand als eine Entwicklungstendenz.

Das gilt auch für die Nutzung der Mittel, die im Vergleich mit anderen Sprachen besonders auffallen. Für das Deutsche ist das z. B. die Nominalkomposition, die vor allem im schriftsprachlichen fachnahen Bereich dazu genutzt wird, die Integrationsmöglichkeiten der Nominalphrase (mit der Funktion Nomination) zu erhöhen. Tatbestand und Funktion kann man an Beispielen aus der Rechts- und Gesetzessprache sehen; am 24. 12. 2008 wurde das folgende Gesetz im Bundesgesetzblatt (BGBl) veröffentlicht:

- (5) *Gesetz zur Reform des Erbschaftssteuer- und Bewertungsrechts*
(*Erbschaftsteuerreformgesetz – ErbSTRG*)

Hier sieht man, dass das immerhin viergliedrige Kompositum einen verkürzenden Namen für einen terminologisch beschreibenden Titel in Form einer syntaktischen nominalen Fügung darstellt, der seinerseits durch ein entsprechendes Kurzwort (schriftlich) handhabbar gemacht wird. Eine fortgeschrittene Schriftsprachlichkeit nutzt textsortengerecht („Spezialgesetz“) alle Mittel, die sich im Deutschen für die Strukturierung von Nominalphrasen finden. Das Bewusstsein für texttypengerechte und relativ dazu ökonomische Variation der Mittel ist zweifellos mit der Diversifikation der sprachlichen Welt gewachsen.

Allerdings kann man an historischen Exempeln sehen, dass solche Präferenzen für bestimmte Mittel des Wortschatzausbaus, die zunächst stilistisch prägend bzw. textuell

gebunden waren, letztlich für die grammatische Gestalt der Sprache kennzeichnend werden.

Unter diesem Aspekt gibt es in den Techniken der Wortbildung Ansätze zu einer systematisch relevanten Entwicklung im deutschen Wortschatz. Dabei kann man folgende Aspekte unterscheiden.

Zum einen zeigt sich eine zunehmende Bedeutung der fachnahen und bildungssprachlichen Teile des deutschen Wortbildungssystems. Das betrifft z. B. Akzentuierungen in vorhandenen Mitteln, wie etwa die Paradigmatisierung von Adjektivbildungen im Übergangsbereich von Komposition und Derivation (Eichinger 2000: 210–216), wie sie im Nebeneinander der folgenden Beispiele sichtbar wird:

- (6) *Die Innenstadtbereiche sollten konsequent fußgängerfreundlich und barrierefrei gestaltet werden.* (Rhein-Zeitung, 15. 05. 2009)
- (7) *barrierefreie oder zumindest barrierearme Zugänge* (VDI Nachrichten, 08. 05. 2009)
- (8) *Ratgeber für altersgerechte und barrierearme Häuser* (Hannoversche Allgemeine, 30. 05. 2009)
- (9) *Idars fußgängerarme Fußgängerzone ist erneutes Thema einer Stadtratssitzung* (Rhein-Zeitung, 03. 01. 2009)

Die hier ausgebauten Bildungstypen erscheinen in den üblichen Beschreibungen als marginal.

Das gilt auch für einen anderen Teil der Wortbildung, die im fachnahen Bereich der Kommunikation wichtig ist. Es gibt im Deutschen einen Kern von Europäismen auf Lexem- und Affixebeine, die ein Mittel darstellen, die sprachliche Globalisierung effizient umzusetzen (Müller 2005). So sind alltagfachliche Diskurse durchaus in diesem Sinn sprachlich geprägt, und so sind z. B. Bildungen mit dem Suffix {-itis} ‚entzündlich krankhaft‘ durch eine Vielzahl gängiger Krankheitsnamen (*Arthritis, Bronchitis, Cellulitis, Gastritis, Hepatitis, Neurodermitis*) zu einem analog ausbaubaren Muster geworden, so dass auch entsprechende Wörter, deren Stamm weniger bekannt ist (*Divertikulitis*), als Krankheitsnamen identifiziert werden und das Muster – mit stilistischer Markierung – ausgeweitet wird:

- (10) *Die „Fusionitis“ ist in der Gemeinde [...] ausgebrochen.* (Braunschweiger Zeitung, 21. 01. 2009)
- (11) *„Das Gesundheitssystem“, so schreibt Nützel, „leidet an chronischer Reformitis.“* (Braunschweiger Zeitung, 23. 05. 2009)

So findet sich die *Gutachteritis* in den Korpora des IDS immerhin schon in zwanzig Belegen; allerdings stammen alle aus gesprochenen Kontexten und sind vom folgenden Typ:

- (12) *„Die Regierung Beck hat die Gutachteritis und Berateritis gepackt“, folgert Bischel.* (Rhein-Zeitung, 10. 02. 2004)

Auf jeden Fall wird in einem erheblichen Bereich der bildungssprachlichen Wortbildung (Müller 2005) mit sogenannten Konfixen operiert, also mit unselbständigen, aber in Bildungsmuster (Affixeihen u. ä.) und typische Kontexte (am Beispiel {*arthro*}: Krankheiten und Tierklassifikation) eingebundenen Stammelementen, die ihrerseits bestimmte regelhafte Wortfamilien um sich scharen:

- (13) *bei rheumatischen und arthritischen Leiden* (St. Galler Tagblatt, 13. 03. 1998)
- (14) *Ob muskulär, ob arthrogen* (Rhein-Zeitung, 19. 05. 2001)
- (15) *Außerdem müsse er mit einer [...] Arthrose rechnen.* (Rhein-Zeitung, 25. 06. 2005)
- (16) *können in ihrer gelenkigen Verbindung schwere arthrotische Veränderungen aufweisen* (St. Galler Tagblatt, 10. 09. 1999)
- (17) *bis sie ihre Knochen arthrosegerecht in den Sessel pferchen kann* (St. Galler Tagblatt, 23. 11. 2007)
- (18) *Forschungsgemeinschaft für Arthrologie und Chirotherapie* (Rhein-Zeitung, 23. 12. 2000)
- (19) *Arthralgien (Gelenkschmerzen)* (Kryoglobulinämie, <http://de.wikipedia.org>, 2005)
- (20) *der sich [...] einer Arthroskopie unterziehen musste* (Niederösterreichische Nachrichten, 12. 02. 2007)
- (21) *der an Arthrogryposis Multiplex Congenita (AMC) leidet* (Rhein-Zeitung, 19. 06. 2007)
- (22) *Die plastische Rekonstruktion eines Riesengliederfüßlers „Arthropleura“.* (Mannheimer Morgen, 15. 06. 2001)
- (23) *Sie sind sehr wahrscheinlich nahe verwandt mit Gliederfüßern (Arthropoda) und Bärtierchen (Tardigrada) und bilden mit diesen beiden das Taxon Panarthropoda.* (Stummelfüßer, <http://de.wikipedia.org>, 2005)

Zum anderen geht es um die vielfältigen Optionen der sprachlichen Integration von entlehnten Elementen, wobei es konkret um Entlehnungen aus dem Englischen geht. Zum Teil handelt es sich schon bei den gerade diskutierten Fällen von Fremdwortbildung um einen solchen Integrationsprozess (dazu Kirkness und Woolford 2002). Solche Prozesse gehen über den bisher angesprochenen eher fachorientierten Bereich hinaus, so hat etwa das Suffix {-*ing*} eine eigenständige Anwendung zumindest in gruppenspezifischen Kontexten gefunden. Ein Indiz für die starke Integration ist die Existenz hybrider Bildungen bzw. die Einbindung in die Strukturzusammenhänge des Deutschen:

- (24) *Doch wenn Dietrich mal Häuser aus Brot bauen[...] lässt, dann ist das so lustig und beliebig wie, sagen wir, Mathematiker Sit-ins oder der Modesport Jazz-Rafting oder die Generation Minigolf – und was einem sonst noch einfällt, wenn man zusammensetzt, was nicht zusammengehört.* (die tageszeitung, 07. 03. 2000)
- (25) *LR Johannes Lugger formuliert [...] die Zielvorgaben [...] eine Ausweitung der Raftingzeiten für konzessionierte Unternehmer, andererseits das Fernhalten sogenannter wilder Rafter [...] eine gewisse Ordnung in den Raftingbereich zu bringen. Die Kon-*

zessionsvoraussetzungen [...] setzen [...] Verfügungsberechtigung über die erforderlichen Rafts voraus.
(Tiroler Tageszeitung, 18. 05. 1996)

In markierten Kontexten tauchen auch Bildungen auf, die sich nicht auf ein englisches Vorbild beziehen:

(26) *Also denn: Die Welt braucht zusätzlich ein Sportfest der Nicht-World-Games-Disziplinen mit vielleicht Speed-Minigolf, [...], 32-Cards-Zocking (Skat).*
(die tageszeitung, 26. 07. 2005)

(27) *Wegen Free-Rutsching beim Free-Falling zurück ins Tal.* (die tageszeitung 1994)

Andere Muster werden deutsch remorphologisiert bzw. analogisch ausgeweitet (Barz 2008: 51–53), z. B. {-ie}/{-y}/{-i} für Personenbezeichnungen, z. B.

(28) *hier als Coolie mit Easy-Rider-Brille und Freundin* (die tageszeitung, 25. 03. 1997)

(29) *Die sportliche Kuh in Eishockey-Montur heisst Cooly.*
(Die Südschweiz, 25. 04. 2008; Coole, sportliche Kuh)

(30) *Computertechnisch wenig Bewanderte erhalten Hilfe vom Assistenten Cooli, von dem sie auf die richtige Fährte geführt werden.*
(Die Südschweiz, 06. 10. 2005; Trockener Schulstoff, «cool» ergänzt)

Erkennbar spielen englische Entlehnungen in als modern geltenden Bereichen des Wortschatzes eine erhebliche Rolle (Herberg et al. 2004) und sie prägen daher auch jugendsprachliche Äußerungen. Allerdings zeigt sich nach den vorliegenden Untersuchungen (Eisenberg 2009: 80–81), dass das Deutsche durchaus in der Lage ist, mit diesen Wortbeständen systemgerecht umzugehen.

Als weiteren lexikalischen Effekt kann man einen Trend zu Ausgleichsformen gegenüber traditioneller – nicht zuletzt regionaler – Variation (Klein 2009: 151–152) beobachten, der in gewisser Weise konterkariert wird durch die Integration von (ehemaligen) Substandardvarianten in standardnähere Formen (vgl. z. B. das Standard-Konzept in Ammon et al. 2004).

2.4. Pragmatik

Die Verschiebung im Sprachgebrauch geht in zwei einander ergänzende Richtungen. Einerseits ist die verstärkte Orientierung an den oben skizzierten standardsprachlichen Realisierungen unübersehbar. Traditionelle Muster der Variation werden abgeflacht (Spiekermann 2007). Dabei ergeben sich insbesondere sprechsprachlich an Strategien des Gesprochenen orientierte neue Paradigmatisierungen (vgl. z. B. die heutige Verteilung der Gesprächspartikeln *eben* und *halt*; s. Eichinger 2009b). Auf der anderen Seite wächst die Orientierung an verschiedenen und sehr unterschiedlichen sprachlichen Stilen; das führt zu einer Erhöhung der Variation auch in dem skizzierten standardnahen Bereich (Schmidt 2005: 299–302). Einen Aspekt dieser zweiten Entwicklung stellt die erhöhte Sichtbarkeit nationaler Varietäten dar (s. Ammon et al. 2004).

Zentral ist der Sprachgebrauch aber dadurch gekennzeichnet, dass auch das öffentliche Schreiben und Sprechen in der Lage sein muss, in angemessener Weise einerseits mit Alltäglichem, andererseits mit verschiedenen Nischen der Fachlichkeit fertig zu werden.

Zudem ist aufgrund der medialen Umbrüche der letzten Jahrzehnte die mediale Situierung von höherer Bedeutsamkeit geworden. Sie haben einerseits dazu geführt, dass primär gesprochene, aber dennoch in Bereiche des Alltags reichende Sprachformen eine erheblich vergrößerte Reichweite haben, andererseits wurden durch sie neuartige Typen von Schriftlichkeit öffentlich sichtbar.

3. Der soziolinguistische Rahmen

3.1. Fachlichkeitssignale

Die Sachverhalte, die in öffentlichen Diskursen verhandelt werden, werden zunehmend in einer fachnahen Weise verhandelt, zudem ist das sprachliche Leben vom Zusammenreffen von Interagenten geprägt, deren sprachliches Profil von recht unterschiedlichen fachlichen Erfahrungen geprägt ist. So gibt es eine Tendenz zur Verbreiterung und Vielfältigung fachnaher Ränder der alltagsrelevanten Standardsprache. Mit entsprechenden Folgen: Jeweils aktuelle Fachdiskurse prägen die öffentliche Sprachwahl merklich, unterschiedlich lang und in unterschiedlicher Tiefe, bis dahin, dass ihre Schemata und sprachlichen Prägungen in generalisierend-metaphorischer Weise in das Reden über den öffentlichen Alltag übernommen werden. Ein klassischer Fall ist der Atom-Kernenergie-Diskurs, v. a. seit Tschernobyl. Seither hat sich zum Beispiel das Reden vom GAU weit von seinen Ursprüngen gelöst. So finden sich heute neben Belegen wie:

- (31) *Der Gau in Tschernobyl vor 23 Jahren hat wie kein anderer „Störfall“ in der Geschichte die Grenzen der Kernkrafttechnik aufgezeigt.*
(Braunschweiger Zeitung, 21. 02. 2009)

viele andere, die unterschiedlich deutlich auf diesen Ursprung zu beziehen sind; so heißt es von Terminproblemen:

- (32) *Und [...] in diesem Jahr stand meine kleine Familie kurz vor dem Gau. Zu all den kleinen und großen Hindernissen, [...], kamen nun auch noch zusätzlich meine vielen Lauftermine ins Spiel.*
(Braunschweiger Zeitung, 02. 04. 2009)

Und der Kreuzbandriss eines Sportlers bringt alle Unheilmetaphern zusammen:

- (33) *Mit dem GAU – der größte anzunehmende Unfall – meinte er die Hiobsbotschaft, die ihm gestern sein Kapitän André Bischoff mitgeteilt hatte.*
(Braunschweiger Zeitung, 05. 05. 2009)

Ähnlich prägend wirkt der Umweltdiskurs mit zentralen Konzepten: so ist *Nachhaltigkeit* (ein fester Terminus zu *sustainable development* [!]) fast zu einem lediglich modernes Bewusstsein signalisierenden Wort für ‚Dauer‘ geworden:

- (34) *In drei Klassen – in der School of Design Thinking „Classes“ genannt, schließlich ist die Unterrichtssprache Englisch – wurden die Studenten aufgeteilt. Es geht um Medien, Nachhaltigkeit und Bildung.* (VDI Nachrichten, 27. 03. 2009)

3.2. Umschichtungen

3.2.1. Voraussetzungen

Die gesamtgesellschaftliche Entwicklung in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ist in demokratischen Gesellschaften durch die Tendenz gekennzeichnet, ehemals als marginal oder minoritär geltende Gruppen gleichberechtigt am allgemeinen Diskurs zu beteiligen. Das führt auch zu Umwertungen und Umwertungsansprüchen im Hinblick auf kommunikative Regularitäten, die von Seiten dieser Gruppen eingebracht werden.

Drei zentrale Schnittstellen dieser Art prägen die Wahrnehmung der sprachlichen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.

3.2.2. „Gender“ und Sprache

In diesem Fall handelt es sich um Fragen der Geschlechterdifferenz und ihrer sprachlichen Repräsentanz. Die Diskussion darüber kannte verschiedene Phasen (Klann-Delius 2005); praktisch schlagen sich die Ergebnisse dieses Prozesses in Bemühungen um sprachliche Gleichbehandlung und auch in entsprechenden Vorschriften nieder, die aufgrund der relativ prominenten Genusmarkierung des Deutschen zu komplexeren Lösungen führen muss als etwa im Englischen. Die Fragen werden derzeit im generelleren Rahmen des *gender mainstreaming* behandelt (vgl. Kap. 4 in Eichhoff-Cyrus 2004).

3.2.3. Jugendkultur

Auf anderer Ebene hat sich die Akzeptanz jugendkultureller Kodierungen im Raum öffentlich akzeptierter Interaktionstypen erheblich verändert. War der Aufschwung der aktuellen Jugendkultur in den 1960er Jahren symbolisch ein deutliches Gegenkonzept, so haben informellere Stile zwischenzeitlich gerade auch bei den gesellschaftlichen Eliten einen Platz als Lebensstilalternative gefunden. Es herrscht weithin Konsens, dass aufgrund der Diversifikation jugendkultureller Stile von einer Einheit Jugendsprache nur in dem Sinn gesprochen werden kann, dass es Konstellationen von Situationen, Cluster von prototypischen Inhalten und Techniken der sprachlichen Gruppenmarkierung gibt, die geeignet sind, als soziale Inszenierung jugendkultureller Orientierung gelesen zu werden. Allerdings existieren daneben durchaus aufzählbare historische sprachliche Befunde, die sich damit korrelieren lassen.

Bei der sprachlichen Realisierung dieser Stile geht es für die meisten Jugendlichen um sekundäre sprachliche Optionen mit spezifischer gruppenbezogener Funktion. Heutzutage ist Jugendlichkeit zudem medial korreliert mit der Nutzung und Beherrschung bestimmter elektronischer Text- und Interaktionstypen (mit zunehmenden Optionen: chat,

sms, twitter, Portale wie *facebook*, *studiVZ* usw.; s. Schlobinski 2006). Jugendliche Stile im engeren Sinn haben häufig eine städtische Prägung. Nicht zuletzt in der Pop-Kultur – etwa in den Inszenierungen des Rap – ist der sprachliche (und sonstige) Gestus eher anomischer städtischer Jugendkulturen die Quelle der symbolischen Inszenierung (grundlegend: Schulze 1992). An dieser Stelle gibt es neben der Alters-Differenzierung merkbare Unterschiede, die sich mit den Bildungslebensläufen korrelieren lassen. So ist denn als Tendenz – nach doch um die vierzig Jahre Jugendkultur – eher die Beobachtung interessant, welche der jugendkulturellen Traditionen in bestimmten Situationen im öffentlichen Diskurs als akzeptabel gelten können. Wenn die Situation medial modern konnotiert ist, sind solche Möglichkeiten hilfreich. So kann man die erhöhte Variation in Anreden und Grußformen in E-Mails vergleichbarer Art als Positionierung relativ zu einem Pol der Lockerheit sehen – während das andere Ende von ganz traditionellen Briefformen gebildet wird (Ziegler und Dürscheid 2003). Unter welchen Bedingungen kann man *Hallo* als adäquate Anrede benutzen, und auf welcher Ebene ist *Ig* vertrauter als *Liebe Grüße*? Insgesamt sind die Markierungen von Höflichkeit betroffen; was etwa das Verhältnis von Duzen und Siezen angeht, gilt zumindest in manchen Blogs ein absolutes Duz-Gebot (zu Anredeformen s. Besch 1998).

3.2.4. Migration und sprachliche Integration

Die Beschäftigung mit den Folgen, die der Sprachkontakt im Kontext von Migration hat, ist ein Thema, das seit Ende der 1960er Jahre – als „Gastarbeiterdeutsch“ – mit seinen strukturellen Aspekten („Pidgin“) und sozialen Bedingungen und Folgen, wahrgenommen wird (Clyne 1968). Seither haben sich Stellenwert und Art der Betrachtung erheblich verändert.

Mindestens zwei Züge in dieser Entwicklung prägen die heutigen sprachlichen Verhältnisse und ihre Interpretation.

Mit dem einen lässt sich unmittelbar an den letzten Punkt anschließen, da schon relativ früh beobachtet wurde, dass im Gefolge innerstädtischer Kontaktlagen eine einigermaßen selbständige Jugend-Varietät entstanden ist (Kallmeyer und Keim 2003; Dirim und Auer 2004), die einen systematischen Platz in einem prinzipiell weit gespannten Varietätenspektrum hat (Keim 2008). Neuerdings hat sich in Anbetracht der Stabilität dieser Varietäten und ihrer Verbreitung über die „Kontakt-Sprecher“ hinaus eine Sichtweise entwickelt, sie als eine deutsche Varietät „Kiezdeutsch“ mit auch sonst verwendeten strukturellen Elementen aufzufassen (Wiese 2006). Zu ihr gehören außer Veränderungen im Wortschatz etwa neue Typen von Funktionsverbgefügen, systematisch reduzierte Richtungsangaben usw.

Einen zweiten Punkt stellen Fragen der sprachlichen Integration insgesamt dar, vor allem insofern hier durch politische Entscheidungen Veränderungen angestoßen worden sind, mit deren Folgen noch länger zu rechnen sein wird. Ein solches Ereignis war die Integration von „Aussiedlern“, also von Mitgliedern bzw. Nachfahren deutschsprachiger Minderheiten in Mittel- und Osteuropa in den letzten zwanzig Jahren, die erhebliche sprachliche und soziale Folgen hat (Bergner und Weber 2009; zum Sprachlichen Berend 2009). Diese Sprechergruppe stellt einen Sonderfall im Rahmen der Integrationspolitik insgesamt dar, die durch die Anforderungen des Zuwanderungsgesetzes (vgl. beim BMI: <http://www.zuwanderung.de>) Veränderungen erfahren hat, die auch die sprachlichen Verhältnisse betreffen.

4. Diversifikation und Stabilität

Viele der im Bisherigen beschriebenen Entwicklungen haben sich im letzten halben Jahrhundert ergeben.

Sie haben in dieser Zeit ihren Status verändert, zum Teil haben sie zu einer neuen Stabilisierung geführt, die man an der prinzipiellen Annäherung an standardsprachliche Normen festmachen kann. Diese Normen haben allerdings eine Modifikation erfahren, da sie im Gefolge dieser Entwicklungen stärker auf die Alltagswelt bezogen sind, was nicht ohne Normenkonflikte abgeht.

Zum Anderen ist festzuhalten, dass die Anforderungen, situativ adäquat zu reagieren und sprachlich zu variieren, gestiegen sind. Dabei ist allerdings unstrittig, dass es nach wie vor bestimmte Milieus sind, von denen eine akzeptable Bandbreite der Variation definiert wird. Der Durchgang durch die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte hat aber die Basis dafür verbreitert.

Einen wesentlichen Faktor für normativ relevante Veränderungen im Sprachgebrauch stellt die aufgekommene mediale Vielfalt dar, durch die zunächst die Variationsbreite öffentlicher Sprechsprachlichkeit in Medien wie Rundfunk und Fernsehen neben die traditionelle Schriftsprachigkeit der Printmedien gestellt wurde. Zwar haben sich auch auf dieser Ebene in den letzten Jahrzehnten wesentliche Entwicklungen ergeben, eine einschneidende Veränderung im kommunikativen Alltag ist zweifellos durch die Entwicklung der neuen Medien mit den dazugehörigen Texttypen eingetreten. Hier wird man mit neuen Texttypen (z. B. Blog) und Vertextungsformen (z. B. Hypertext) ebenso konfrontiert wie mit einem erhöhten Grad an Öffentlichkeit früher anders situierter Texttypen (z. B. Brief vs. E-Mail) und Kodierungsweisen (z. B. Emoticons). Zudem wird hiermit nun auch individuell multimodales Kommunizieren ermöglicht (z. B. mms; skype). Die anfänglichen Hypothesen der Sprachwissenschaft zu diesem Thema („Neue Mischung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit“) waren wohl zu einfach und auf der Folie der Tradition (aus dem Blickwinkel von *digital non-natives*) gesehen. Derzeit sind generelle Aussagen zu diesem Punkt nur schwer möglich.

Standardorientierung mit Akzeptanz eines gewissen Grades an Vielfalt ist offenbar auch die Haltung, von der die Einschätzung der Sprecher des Deutschen selbst im Wesentlichen geprägt ist. So ergibt eine Ende 2008 durchgeführte repräsentative Umfrage (Projektgruppe Spracheinstellungen 2009) nicht nur, dass das Interesse an der deutschen Sprache in den letzten Jahren gewachsen ist und dass man kaum negative Gefühle ihr gegenüber hat, sondern dass man sie schätzt und eindeutig der Meinung ist, man solle Sorgfalt beim Schreiben und beim Sprechen walten lassen. Dabei schätzt man durchaus eine gewisse Markierung durch regionale Akzente. Für die Akzeptanz der Standardnorm spricht aber, dass der beliebteste Dialekt „Norddeutsch“ heißt. Sprachliche Veränderungen werden vor allem mit den Medien, dann mit Migration und Jugendkultur in Verbindung gebracht. Die auffälligsten Veränderungen sind für die Befragten Folgen fremdsprachigen Einflusses, mehr Sorgen als akute Anglizismen macht aber offenbar die Frage, wie sich – insbesondere im beruflichen Bereich – das Verhältnis zwischen dem internationalen Englisch und Sprachen wie dem Deutschen insgesamt entwickeln wird.

5. Literatur in Auswahl

- Ammon, Ulrich et al.
 2004 *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Barz, Irmhild
 2008 Englisches in der deutschen Wortbildung. In: Ludwig M. Eichinger, Meike Meliss und María José Domínguez Vázquez (Hg.), *Wortbildung heute. Tendenzen und Kontraste in der deutschen Gegenwartssprache*, 39–60. (Studien zur Deutschen Sprache 44.) Tübingen: Narr.
- Berend, Nina
 2009 Vom Sprachinseldialekt zur Migrantsprache. Anmerkungen zum Sprachwandel der Einwanderungsgeneration. In: Wolf-Andreas Liebert und Horst Schwinn (Hg.), *Mit Bezug auf Sprache. Festschrift für Rainer Wimmer*, 361–380. (Studien zur Deutschen Sprache 49.) Tübingen: Narr.
- Bergner, Christoph und Matthias Weber
 2009 *Aussiedler- und Minderheitenpolitik in Deutschland. Bilanz und Perspektiven*. München: Oldenbourg.
- Besch, Werner
 1998 *Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern*. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Burkhardt, Armin
 2007 *Was ist gutes Deutsch? Studien und Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch*. (Thema Deutsch 8.) Mannheim etc.: Dudenverlag.
- Clyne, Michael
 1968 Zum Pidgin-Deutsch der Gastarbeiter. *Zeitschrift für Mundartforschung* 35: 130–139.
- Di Meola, Claudio
 2009 Rektionsschwankungen bei Präpositionen – erlaubt, verboten, unbeachtet. In: Marek Konopka und Bruno Strecker (Hg.), 195–221.
- Dirim, Inci und Peter Auer
 2004 *Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehungen zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland*. (Linguistik – Impulse & Tendenzen 4.) Berlin/New York: de Gruyter.
- Ehlich, Konrad
 2006 Mehrsprachigkeit in der Wissenschaftskommunikation – Illusion oder Notwendigkeit. In: Konrad Ehlich und Dorothee Heller (Hg.), *Die Wissenschaft und ihre Sprachen*, 17–38. (Linguistic Insights 42.) Bern etc.: Lang.
- Eichhoff-Cyrus, Karin
 2004 *Adam, Eva und die Sprache. Beiträge zur Geschlechterforschung*. (Thema Deutsch 5.) Mannheim etc.: Dudenverlag.
- Eichinger, Ludwig M.
 2000 *Deutsche Wortbildung. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Eichinger, Ludwig M.
 2009a Vom rechten Deutsch. Wer darf die Sprache kritisieren? In: Wolf-Andreas Liebert und Horst Schwinn (Hg.), *Mit Bezug auf Sprache*. Festschrift für Rainer Wimmer, 201–217. (Studien zur Deutschen Sprache 49.) Tübingen: Narr.
- Eichinger, Ludwig M.
 2009b Das Deutsche im alltäglichen Leben. Zur Bedeutung regionaler Differenzen im heutigen standardnahen Deutsch. In: Chris Hall und Sebastian Seyfert (Hg.), *Finnisch-deutsche Begegnungen in Sprache, Literatur und Kultur. Ausgewählte Beiträge der Finnischen Germanistentagung 2007*, 12–35. Berlin: Saxa.

- Eichinger, Ludwig M. und Werner Kallmeyer
 2005 *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* (Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 2004.) Berlin/New York: de Gruyter.
- Eichinger, Ludwig M. und Albrecht Plewnia
 2006 Flexion in der Nominalphrase. In: Vilmos Ágel, Ludwig M. Eichinger, Hans-Werner Eroms, Peter Hellwig, Hans Jürgen Heringer, Henning Lobin (Hg.), *Dependenz und Valenz. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*, 1049–1065. Bd. 2. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 25.1–2.) Berlin/New York: de Gruyter.
- Eisenberg, Peter
 2009 Schweigt stille, plaudert nicht. Der öffentliche Diskurs über die deutsche Sprache. In: Marek Konopka und Bruno Strecker (Hg.), 70–87.
- Günthner, Susanne
 2005 Grammatikalisierungs-/Pragmatikalisierungserscheinungen im alltäglichen Sprachgebrauch. Vom Diskurs zum Standard? In: Ludwig M. Eichinger und Werner Kallmeyer (Hg.), 41–62.
- Herberg, Dieter, Michael Kinne, Doris Steffens unter Mitarbeit von Elke Tellenbach und Doris Al-Wadi
 2004 *Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen.* (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 11.) Berlin/New York: de Gruyter.
- Hoberg, Rudolf
 2002 *Deutsch – Englisch – Europäisch.* (Thema Deutsch 3.) Mannheim etc.: Dudenverlag.
- IDS_grammis_fragen: *Grammatik in Fragen und Antworten.* <http://hypermedia.ids-mannheim.de/pls/public/fragen.ansicht> (20. 1. 2010).
- Kallmeyer, Werner und Inken Keim
 2003 Linguistic variation and the construction of social identity in a German-Turkish setting. A case study of an immigrant youth-group in Mannheim, Germany. In: Jannis Androutopoulos und Alexandra Georgakopoulou (Hg.), *Discourse Constructions of Youth Identities*, 29–46. (Pragmatics and Beyond, New Series 110.) Amsterdam: John Benjamins.
- Keim, Inken
 2008 *Die türkischen Powergirls. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim.* (Studien zur Deutschen Sprache 39.) 2. Aufl. Tübingen: Narr.
- Kirkness, Alan and Melanie Woolford
 2002 Zur Herkunft der Anglizismen im Deutschen: Beobachtungen und Vorschläge anhand des Anglizismen-Wörterbuchs. In: Rudolf Hoberg (Hg.), *Deutsch – Englisch – Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik*, 199–219. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Duden-Verlag.
- Klann-Delius, Gisela
 2005 *Sprache und Geschlecht. Eine Einführung.* Stuttgart: Metzler.
- Klein, Wolf Peter
 2009 *Auf der Kippe? Zweifelsfälle als Herausforderung für die Sprachwissenschaft.* In: Marek Konopka und Bruno Strecker (Hg.), 141–165.
- Konopka, Marek und Bruno Strecker (Hg.)
 2009 *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch* (Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 2008.) Berlin/New York: de Gruyter.
- Langer, Nils
 2007 Finding standard German – notes on linguistic codification. In: Christian Fandrych und Reinier Salverda (Hg.), *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen*, 217–240. (Studien zur deutschen Sprache 41.) Tübingen: Narr.
- Lotze, Stefan und Peter Gallmann
 2009 Norm und Variation beim Konjunktiv II. In: Marek Konopka und Bruno Strecker (Hg.), 222–239.
- Müller, Peter O. (Hg.)
 2005 *Fremdwortbildung. Theorie und Praxis in Geschichte und Gegenwart* (Dokumentation Germanistischer Forschung 6.) Frankfurt a. M.: Lang.

- Neuland, Eva
2008 *Jugendsprache. Eine Einführung*. Tübingen/Basel: Francke.
- Projektgruppe Spracheinstellungen
2009 *Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage*. Mannheim: IDS/Universität Mannheim.
- Schlobinski, Peter
2006 *Von *hdl* bis cul8r*. Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien*. (Thema Deutsch 7.) Mannheim etc.: Dudenverlag.
- Schmidt, Jürgen E.
2005 Die deutsche Standardsprache: eine Varietät – drei Oralisierungsnormen. In: Ludwig M. Eichinger und Werner Kallmeyer (Hg.), 278–305.
- Schulze, Gerhard
1992/2005 *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Campus.
- Spiekermann, Helmut
2007 Standardsprache im DaF-Unterricht: Normstandard – nationale Standardvarietäten – regionale Standardvarietäten. *Linguistik online* 32: 119–137 (21. 5. 2010).
- Wegener, Heide
1999 Syntaxwandel und Degrammatikalisierung im heutigen Deutsch? Noch einmal zu weil-Verzweigt. *Deutsche Sprache* 27: 3–26.
- Wiese, Bernd
2009 Variation in der Flexionsmorphologie: Starke und schwache Adjektivflexion nach Pronominaladjektiven. In: Marek Konopka und Bruno Strecker (Hg.), 166–194.
- Wiese, Heike
2006 „Ich mach dich Messer“: Grammatische Produktivität in Kiez-Sprache („KanakSprak“). *Linguistische Berichte* 207: 245–273.
- Wiese, Heike
2009 Grammatical innovation in multiethnic urban Europa: New linguistic practices among adolescents. *Lingua* 119: 782–806.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich
1996 Morphologischer Strukturwandel: Typologische Entwicklungen im Deutschen. In: Ewald Lang und Gisela Zifonun (Hg.), *Deutsch – typologisch*, 492–524. (Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 1995.) Berlin/New York: de Gruyter.
- Ziegler, Arne und Christa Dürscheid
2002 *Kommunikationsform E-Mail*. Tübingen: Stauffenburg.

Ludwig M. Eichinger, Mannheim (Deutschland)

40. Alltagsdeutsch

1. Das (neue) Interesse an der Alltagssprache
2. Zum Begriff von Alltagssprache
3. Ausprägungen von Alltagssprache im Deutschen
4. Alltagsdeutsch im DaF- und DaZ-Unterricht
5. Literatur in Auswahl

1. Das (neue) Interesse an der Alltagssprache

Alltagssprache hat lange Zeit weder LinguistInnen noch DeutschlehrerInnen sonderlich interessiert (vgl. aber z. B. Riesel 1970). Die Generative Linguistik etwa orientierte sich

immer an einem idealen Sprecher-Hörer, der im utopischen Raum einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt und an seiner Kompetenz in der Standardschriftsprache gemessen wird. Ebenso vermittelte der DaF-Unterricht lange vornehmlich Kompetenzen in der *geschriebenen* Hochsprache. Heute ist – v. a. von der Gesprächs-, Sozio- und Variationslinguistik ausgehend – das Erkenntnisinteresse verstärkt auf die Vielfalt einer Sprache gerichtet, wie sie gerade in der Alltagssprache ihrer SprecherInnen zum Ausdruck kommt. Und für DeutschlernerInnen war immer klar, dass auch *alltagssprachliche* Kompetenzen notwendig sind, um in den deutschsprachigen Ländern mit möglichst vielen MuttersprachlerInnen erfolgreich kommunizieren zu können.

2. Zum Begriff von Alltagssprache

Es gibt eine engere und weitere Auffassung von Alltagskommunikation, je nachdem, ob man nur „Texte aus dem Alltag“ oder auch „Texte für den Alltag“ berücksichtigt (Wegera 1998: 140). I. w. S. könnte man selbst Textsorten des (halb)öffentlichen Bereichs, z. B. der Printmedien, dazu rechnen (wie in Heinemann 2000: 611). Dem vorliegenden Beitrag liegt ein Begriff von Alltagssprache zugrunde, der auf die Sphäre des Privaten eingegrenzt (Lindemann 1990: 201) und im Wesentlichen im Bereich der Nähesprache bzw. konzeptionellen Mündlichkeit zu verorten ist (nach Koch und Oesterreicher, zuletzt 2007) (vgl. Art. 41). Die erste damit getroffene Festlegung ist, dass Alltagssprache grundsätzlich sowohl im gesprochenen wie im geschriebenen Medium möglich ist, wenngleich das phonische Medium das primäre ist. Konstitutiv für Alltagskommunikation sind Merkmale wie Informalität und (raum-)zeitliche Nähe der Kommunikationssituation, Spontaneität und Routinisierung der Interaktion sowie die grundsätzliche Gleichberechtigung der GesprächsteilnehmerInnen (Heinemann 2000: 606–607; Schütte 2001: 1487). Daraus leitet sich als zweite Festlegung ab: Am distanzsprachlichen Pol des konzeptionellen Kontinuums stehen der Alltagssprache Texte gegenüber, denen sich tendenziell die Merkmale formell, auf raum-zeitliche Distanz angelegt, geplant, monologisch etc. zuschreiben lassen. In einer schriftkulturell geprägten Gesellschaft sind dies Texte, für die sich Sprecher-Schreiber der (konzeptionell schriftlichen) Hochsprache bedienen.

Mit Schwitalla (1976) und Steger (1998: 287) ließe sich der Kommunikationsbereich/ die Sinnwelt des Alltags denen der Institutionen, der Technik, der Wissenschaft, der Literatur und der Religion gegenüberstellen. Als „Prototyp aller gesellschaftlichen Interaktion“ gilt dabei die *Vis-à-vis*-Situation im Alltag (Berger und Luckmann 1977: 31). Üblicher Untersuchungsgegenstand von Arbeiten zur alltagssprachlichen Kommunikation sind demgemäß das Gespräch in der Familie oder unter Freunden, der Schwatz mit Nachbarn, das Einkaufsgespräch oder der *Small Talk* mit Bekannten oder Kollegen. Zu den typischen *geschriebenen* Textsorten des (privaten) Alltags zählen Tagebucheinträge, Privatbriefe, Notizzettel u. a. (Heinemann 2000: 610); im Bereich der neuen Medien spielen geschriebene alltagssprachliche Textsorten eine immer größere Rolle (private E-Mails, private Chats, Gästebucheinträge etc.). Freilich können Texte geschriebener Alltagssprache nie so „nähesprachlich“ sein wie ein Alltagsgespräch: Zum einen fehlen ihnen nähesprachliche Merkmale, die etwa durch die Dialogizität und die Zeitlichkeit des Sprechens bedingt sind (Auer 2000). Zum anderen werden alltagssprachliche Strukturen beim Schreiben z. T. durch Elemente der Distanzsprachlichkeit überlagert, die im Literalisierungsprozess über die (Standard-) Schriftsprache erworben wurden. M. a. W.: Es ist schwer, so zu schreiben, wie man im Alltag spricht.

Eine so verstandene Alltagssprache hat den Status der „ursprünglichen Sprache, von der alle höherentwickelte kulturelle Kommunikation ihren Ausgang genommen hat“ (Steger 1991: 56). Da Alltagssprache also etwa im Vergleich zu formeller Schriftsprache onto- und phylogenetisch primär ist, kognitiv geringere Anforderungen stellt, in der Gesellschaft den kommunikativen Nähebereich abdeckt und damit auch quantitativ bei der Masse der Bevölkerung den größeren Kommunikationsraum ausfüllt (Steger 1998: 289), kann sie insgesamt als unmarkierte Sprachform gelten, als unhintergehbare „Normalform (Normallage)“ der Kommunikation (Wegera 1998: 140). Auf Grund dieses Umstands ist die Forderung erhoben worden, Alltagssprache bzw. konzeptionelle Mündlichkeit bzw. Nähesprache überhaupt zum Ausgangspunkt grammatischer Beschreibungen zu machen (Ágel 2003; Elspaß 2005).

Von der Alltagskommunikation geht natürlicher Sprachwandel aus. So gründen viele Entwicklungstendenzen im heutigen Deutsch in der gesprochenen oder auch geschriebenen Alltagssprache und dringen von da aus – anfänglich besonders über stilistische Varianten in der Mediensprache – in die Hochsprache ein (Betz 2006; Schwitalla 2008).

3. Ausprägungen von Alltagssprache im Deutschen

Welche Form das Alltagsdeutsch einer SprecherIn-SchreiberIn annimmt, hängt neben dem kommunikativen Kontext auch von ihrer sprachlichen Sozialisation ab. Alltagsdeutsch, ob in gesprochener oder geschriebener Form, ist somit zum einen tendenziell von (überregionalen) sprachlichen Merkmalen geprägt, wie sie als typisch für konzeptionell mündliches Deutsch gelten, also z. B. von Apokopen, Elisionen und Assimilationen auf phonetischer Ebene, der Verwendung von *der/die* als Personalpronomen, Ellipsen und Herausstellungsstrukturen in der Syntax etc. (vgl. Art. 41). Zum anderen wird man im nächsprachlichen Sprechen oft zur Varietät neigen, die in der Alltagskommunikation als gesprochene (muttersprachliche) Varietät erworben worden ist. Grundsätzlich kann Alltagsdeutsch im gesamten Spektrum der Varietäten des Deutschen stattfinden: ethnische (vgl. Art. 44), regionale wie überregional-nationale Varietäten etc., bei Heranwachsenden häufig zusätzlich durch eine jugendsprachliche Sonderlexik (vgl. Art. 42) und manchmal angereichert mit Merkmalen ethnischer Varietäten.

Ein klarer Zusammenhang besteht zwischen Alltagsdeutsch und arealer Variation: Alltagsdeutsch manifestiert sich noch heute eher in regionalsprachlichen Varietäten als in den nationalen und regionalen Standardvarietäten (vgl. Art. 34 und 37). Doch selbst Letztere sind auf Grund irgendwelcher Varianten der Aussprache, der Intonation, des Wortschatzes oder sogar der Grammatik immer (groß-)regional markiert. In der Tendenz gilt: Je nächsprachlicher ein gesprochener oder geschriebener deutscher Text ist, desto regionalsprachlicher ist er auch (vgl. Kappel 2007). Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein war die bevorzugte (oder einzig mögliche) alltagssprachliche Varietät der meisten Deutschsprachigen ihr lokaler Dialekt. Seither – und das markiert den größten Umbruch in der Geschichte des gesprochenen Deutsch – sind von Generation zu Generation zunehmend die Dialekte als Alltagssprache zugunsten regionaler Umgangssprachen oder standardnaher Varietäten aufgegeben worden (außer etwa in der deutschsprachigen Schweiz).

Zwischen Alltagssprache und (regionalen) Umgangssprachen sollte begrifflich und terminologisch grundsätzlich unterschieden werden. Letztere sind Sprachlagen zwischen

Dialekt und Standardsprache, die entweder als eigene Varietäten („Regiolekte“) oder als dynamischer Kontinuumsbereich (auch: „Regionalsprachen“) modelliert werden (Löffler 2005: 18–22). Die Differenzierung ist v. a. aus historischer Perspektive essentiell: Da regionale Umgangssprachen überhaupt erst im Standardisierungs- und Entdiglossierungsprozess der letzten Jahrhunderte entstanden sind, dürfen sie nicht mit Alltagssprache gleichgesetzt werden, denn das hieße, dass es vor ihrer Herausbildung keine Alltagssprachlichkeit gegeben hätte (Lerchner 2001: 10).

Wie eng im Alltagsdeutschen Näschesprache und Regionalität miteinander verknüpft sind (vgl. Berend 2005), soll ein kurzes Beispiel eines Gesprächs unter Studierenden zeigen (aus Günthner 2000: 117):

FAHRRADKLAU (SCHWARZWALD)

- 1 Harro: (Motorrad)
2 Karla: ja un was machsch jetzt ohne FarrAD.
3 wie fährtsch dann an=d=Uni?
4 Harro: wie immer halt. [mir ham se s']
5 Karla: [mitm ^AUTO.] ()
6 Ute: noi. ^echt.
7 Harro: ha=ja. in Astadt.
8 Ute: hihi des isch ÜBEL s=Fahrrad gschtöhle
9 Karla: des sagt er nur so daß du mit dem Auto an d'Uni
 fahre darfsch.
10 Rudi: HAHAHAHAAAA
11 Karla: du bisch wirklich en ↑↑'DEPP. (-)

Schon die nicht-phonetische Transkription (nach GAT) legt offen, dass dieser Gesprächsausschnitt nicht nur überregionale Merkmale des gesprochenen Deutsch enthält, wie z. B. Wegfall finaler Dentale (*un[d]*, *machsch[t]*, *fährt[sch[t]*), Assimilationen (*ham*, *mitm*), Adjazenzellipsen (*wie immer halt [fähr ich an die Uni]*), Vorfeldbesetzungen durch Partikel (*ja und was machsch ...*) oder Rechtsversetzungen (*des isch ÜBEL s=Fahrrad gschtöhle*), sondern auch klare regionalsprachliche Merkmale des südwestlichen deutschen Sprachraums, z. B. Palatalisierung vor (später weggefallenen) Dentalen, v. a. in Flexionsformen der 2. P. Sg. (*machsch*, *fährt[sch]*, *isch* usw.), der Wegfall von *-n* in *-en*-Endungen (*gschtöhle*, *fahre*) oder regional verbreitete Lexeme (*noi* ‚nein‘, *ha=ja* nachdrückliches ‚ja‘, *DEPP*).

4. Alltagsdeutsch im DaF- und DaZ-Unterricht

Alltagsdeutsch ist – aus durchaus verschiedenen Gründen – sowohl für DaF wie für DaZ von elementarer Bedeutung:

DaF-Unterricht soll nicht nur auf die Beherrschung der deutschen Schriftsprache hinführen, sondern auch passive und aktive Kompetenzen im gesprochenen Deutsch vermitteln. Die Standardvarietäten des Deutschen sowie daran orientierte hochsprachliche Register stehen dabei traditionell im Vordergrund. Um LernerInnen auf alltägliche Situationen vorzubereiten, wird zusätzlich die Vermittlung von Kompetenzen im Bereich der (regional geprägten) Alltagssprache vonnöten sein. DaZ-LernerInnen dagegen kommen in ihrem natürlichen, ungesteuerten Erwerb des Deutschen zuallererst mit alltagssprachli-

chen Varietäten und Registern in Berührung. Das besondere Augenmerk des Deutschunterrichts ist hier – ähnlich wie im Grundschulunterricht für MuttersprachlerInnen – auf eine „Erziehung zur Schriftlichkeit“ (Günther 1993) gerichtet, d. h. die Heranführung der LernerInnen an die Schriftsprache sowie an hochsprachliche Register im Mündlichen.

Während für die Behandlung nationaler und regionaler Standardvariation im DaF- und DaZ-Unterricht Nachschlagewerke (z. B. Ammon et al. 2004; König 1989) sowie didaktische Konzepte zur Verfügung stehen (z. B. Hägi 2006; Beiträge in *Fremdsprache Deutsch* 37, 2007), findet die Alltagssprache in ihrer Vielfalt im DaF-Unterricht bisher kaum Beachtung – anders als etwa im Englischunterricht (Durrell 2004: 70). So wird in Lehrwerken und auch in den mitgegebenen Tondatenträgern oft „eine nicht authentische Leseaussprache vorgegeben“, auch in vermeintlich alltagssprachlichen Dialogen (Baßler und Spiekermann 2001/02, hier 2002: 35). Ehnert, Fuchs und Hertrampf (2002: 258) meinen sogar, DaF-LernerInnen lernten überall auf der Welt „ein Deutsch, das es nicht gibt“.

Welchen Platz soll Alltagsdeutsch im DaZ-/DaF-Unterricht haben?

a) Da der DaZ-Unterricht primär zur Schriftsprache hinführen soll, ist hier v. a. auf Unterschiede zwischen standardnahen und standardfernen Varietäten (gerade solchen, die DaZ-LernerInnen im Alltag bereits erworben haben) hinzuweisen.

b) Im DaF-Unterricht wird man in Bezug auf *standardfernes* dialektales oder regiolektales Alltagsdeutsch nicht mehr als die Vermittlung passiver Kompetenzen anstreben (Studer 2002; vgl. aber Feuz 2001). Dazu können neben Liedern und Hörtexten (vgl. die Didaktisierungsvorschläge in Ehnert, Fuchs und Hertrampf 2002: 199–222) – etwa auch im Rahmen literatur- oder landeskundlicher Unterrichtseinheiten – Filme wie *Berlin Alexanderplatz* (D 1931 oder D 1979/80), *Indien* (A 1993), *Strahl* (CH/D 2004), *Wer früher stirbt, ist länger tot* (D 2006) u. a. herangezogen werden. Hinsichtlich *standardnäherer* Alltagssprache sollte der DaF-Unterricht auch aktive Kompetenzen vermitteln. Hier wird in Ermangelung entsprechender Lehrwerke auf längere Sicht noch die Eigeninitiative von DaF-LehrerInnen und -LernerInnen gefordert sein. Vertraut werden DaF-LernerInnen mit – auch regional verschiedenen – Sprachformen des Alltagsdeutschen natürlich am ehesten durch Aufenthalte in den deutschsprachigen Ländern. Über die neuen Medien bestehen aber auch Möglichkeiten des direkten Kontakts mit Sprecher-Schreibern deutscher Muttersprache über räumliche Distanzen hinweg, schriftlich z. B. über E-Mail-Austausch, Chats und Foren oder auch Tandem-Projekte, mündlich auch auf dem Wege des günstigen Telefonierens per Internet. Einblicke in Varianten der deutschen Alltagssprache bieten darüber hinaus – punktuell wie auch systematisch – Arbeiten zum gesprochenen Deutsch (z. B. Schwitalla 2006) sowie Nachschlagewerke wie der *dtv Atlas Deutsche Sprache* (König 2007) oder der *Atlas zur deutschen Alltagssprache* (AdA).

5. Literatur in Auswahl

AdA = Elspaß, Stephan und Robert Möller

2003 ff. *Atlas zur deutschen Alltagssprache* (AdA). <http://www.uni-augsburg.de/alltagssprache> (23. 4. 2010).

Ágel, Vilmos

2003 Prinzipien der Grammatik. In: Anja Lobenstein-Reichmann und Oskar Reichmann (Hg.), *Neue historische Grammatiken*, 1–46. Tübingen: Niemeyer.

- Ammon, Ulrich et al.
2004 *Variantenwörterbuch des Deutschen*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Auer, Peter
2000 *On line-Syntax – Oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen*. *Sprache und Literatur* 85: 43–56.
- Baßler, Harald und Helmut Spiekermann
2001/2002 Regionale Varietäten des Deutschen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. *Deutsch als Fremdsprache* 38: 205–213; 39: 31–35.
- Berend, Nina
2005 Variation ja, aber welche? Zur Frage der Vermittlung von sprachlichen Varianten im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: DAAD (Hg.), *Germanistentreffen Deutschland – Großbritannien, Irland* 30. 9.–3. 10. 2004, 279–296. Bonn: DAAD.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann
1977 *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. 5. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Besch, Werner, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hg.)
1998 *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Bd. 1. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1–4). 2. Aufl. Berlin/New York: de Gruyter.
- Betz, Ruth
2006 *Gesprochensprachliche Elemente in deutschen Zeitungen*. <http://www.verlag-gespraechsforschung.de/2006/betz.htm> (23. 4. 2010).
- Brinker, Klaus, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann und Sven Sager (Hg.)
2000/2001 *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1–2). Berlin/New York: de Gruyter.
- Durrell, Martin
2004 Variation im Deutschen aus der Sicht von Deutsch als Fremdsprache. *Der Deutschunterricht* 56.1: 69–77.
- Ehnert, Rolf, Stephanie Fuchs und Daniela Hertrampf
2002 Regiolekte in der Ausbildung von LehrerInnen für Deutsch als Fremdsprache. In: Ingrid Kühn und Marianne Lehker (Hg.), *Deutsch in Europa – Muttersprache und Fremdsprache*, 197–222. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Lang.
- Elsaß, Stephan
2005 *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Feuz, Barbara
2001 Dialektale Varietät als Fremdsprache unterrichten. Ein Erfahrungsbericht. *Linguistik online* 9(2) (23. 4. 2010).
- Fremdsprache Deutsch*
2007 Themenheft 37: Plurizentrik im Deutschunterricht (hg. von Sara Hägi).
- Günther, Hartmut
1993 Erziehung zur Schriftlichkeit. In: Peter Eisenberg und Peter Klotz (Hg.), *Sprache gebrauchen – Sprachwissen erwerben*, 85–96. Stuttgart: Klett.
- Günthner, Susanne
2000 *Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion*. Tübingen: Niemeyer.
- Hägi, Sara
2006 *Nationale Varietäten im Unterricht Deutsch als Fremdsprache*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Heinemann, Margot
2000 Textsorten des Alltags. In: Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann und Sven Sager (Hg.), Bd. 1, 604–614.
- Kappel, Péter
2007 Überlegungen zur diatopischen Variation in der gesprochenen Sprache. In: Vilmos Ágel und Mathilde Hennig (Hg.), *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache*, 215–244. Tübingen: Niemeyer.

- Koch, Peter und Wulf Oesterreicher
2007 Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 35: 346–375.
- König, Werner
1989 *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. 2 Bde. Isma-
ning: Hueber.
- König, Werner
2007 *dtv-Atlas Deutsche Sprache*. 16. Aufl. München: dtv.
- Lerchner, Gotthard
2001 Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Zu textstrategischen Funktionalisierungen all-
tagssprachlicher und literatursprachlicher Redekonstellationen. *Zeitschrift für Germanis-
tik*, N. F. 11: 7–15.
- Lindemann, Petra
1990 Gibt es eine Textsorte „Alltagsgespräch“? *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und
Kommunikationsforschung* 43: 201–220.
- Löffler, Heinrich
2005 Wieviel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und
Gegenbegriffe. In: Ludwig Eichinger und Werner Kallmeyer (Hg.), *Standardvariation:
Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* 7–27. Berlin/New York: de Gruyter.
- Riesel, Elise
1970 *Der Stil der deutschen Alltagsrede*. Leipzig: Reclam.
- Schwitalla, Johannes
1976 Was sind „Gebrauchstexte“? *Deutsche Sprache* 4: 20–40.
- Schwitalla, Johannes
2006 *Gesprochenes Deutsch*. 3. Aufl. Berlin: Erich Schmidt.
- Schwitalla, Johannes
2008 Sprachwandel durch gesprochene Sprache in öffentlichen Texten nach 1945. In: Maria
Clotilde Almeida, Bernd Sieberg und Ana Maria Bernardo (Hg.), *Questions on Language
Change*, 27–48. Lissabon: Colibri.
- Schütte, Wilfried
2001 Alltagsgespräche. In: Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann und Sven Sager
(Hg.), Bd. 2, 1485–1492.
- Steger, Hugo
1991 Alltagssprache. Zur Frage nach ihrem besonderen Status in medialer und semantischer
Hinsicht. In: Wolfgang Raible (Hg.), *Symbolische Formen, Medien, Identität*, 55–112.
Tübingen: Narr.
- Steger, Hugo
1998 Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten, Kommunikationsbereiche und Semantik-
typen. In: Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hg.),
284–299.
- Studer, Thomas
2002 Dialekte im DaF-Unterricht? Ja, aber ... Konturen eines Konzepts für den Aufbau einer
rezeptiven Varietätenkompetenz. *Linguistik Online* 10(1) (24. 4. 2010).
- Wegera, Klaus Peter
1998 Deutsche Sprachgeschichte und Geschichte des Alltags. In: Werner Besch, Anne Betten,
Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hg.), 139–159.

Stephan Elspaß, Augsburg (Deutschland)

41. Das Verhältnis zwischen gesprochener und geschriebener Sprache

1. Theorien zum Verhältnis zwischen gesprochener und geschriebener Sprache
2. Zur aktuellen Realität des Verhältnisses zwischen geschriebener und gesprochener Sprache
3. Unterschiede auf den verschiedenen sprachlichen Ebenen
4. Konsequenzen für den DaF-Unterricht
5. Literatur in Auswahl

1. Theorien zum Verhältnis zwischen gesprochener und geschriebener Sprache

Dass sich geschriebene Texte und gesprochene Äußerungen manchmal sehr unterscheiden, erfährt jeder, der eine fremde Sprache nur nach schriftlichen Texten gelernt hat und zum ersten Mal mit einem *native speaker* sprechen soll. Die Linguistik der gesprochenen Sprache unterscheidet zwischen „medialer“ vs. „konzeptioneller“ Mündlichkeit (M.) und Schriftlichkeit (S.) und zwischen „Distanz-“ vs. „Nähekommunikation“ (Koch und Oesterreicher 1985). Mit „medial“ gesprochen/geschrieben meint man die materielle Übertragung sprachlicher Äußerungen entweder über Schallwellen (Sprechen und Hören) oder auf einer Fläche für räumlich konstituierte Zeichen (Schreiben und Lesen); mit „konzeptioneller M.“ meint man eine nächsprachliche Formung der sprachlichen Äußerungen, mit „konzeptioneller S.“ eine distanzsprachliche. Prototypisches Sprechen geschieht dialogisch, von Angesicht zu Angesicht, mit bekannten Personen, in raum-zeitlicher Präsenz des Adressaten und spontan; prototypisch schriftliche Texte transzendieren die raum-zeitliche Situation des Produzenten, sind an ein unbekanntes, weit verbreitetes Publikum gerichtet und nicht spontan. Nach Koch und Oesterreicher (1985: 18–23) gibt es zwischen konzeptioneller M. und S. graduelle Übergänge, sodass ein Gespräch unter Freunden näher am Nähe-Pol liegt als ein frei gesprochener Vortrag und ein FAZ-Artikel näher am Distanz-Pol als ein Tagebucheintrag. Dieses Modell wurde mehrfach weiterentwickelt (Dürscheid 2003; Ágel und Hennig 2007), wobei besonders wichtig ist, dass die Entstehung neuer Medien auch neue Formen von geschriebener M. hervorbringen und dass Textsorten innerhalb eines Mediums viel größere sprachliche Unterschiede aufweisen können als allgemeine Unterschiede zwischen M. und S.

Beim dialogischen Sprechen spielt die verlaufende Zeit eine große Rolle: Der Sprecher spricht schrittweise; und der Hörer versteht das Gesagte ebenso schrittweise mit. Dies führt zu einer Art „on-line-Syntax“ (Auer 2000): Syntaktische (und semantische, prosodische) Strukturen weisen projizierend auf mögliche Fortführungen voraus; andererseits kann der Sprecher an jedem Zeitpunkt anhalten und schon Gesagtes neu bearbeiten (wiederholend, präzisierend, korrigierend etc.). Solche Wiederbearbeitungen kann man dadurch augenfällig machen, dass man gleiche syntaktische Positionen des fortlaufenden Formulierens untereinander schreibt, z. B. für den „Drehsatz“ (*Apokoimu*) *Das tritt nach meiner Kenntnis ist das sofort, unverzüglich* von Günter Schabowski am 9. 11. 1989:

- (1) Das tritt nach meiner Kenntnis
 ist
 das sofort
 unverzüglich

Auf der anderen Seite ist die Zeit aber auch eine Ressource, die von den Beteiligten in einer Interaktion aktiv genutzt werden kann. Nur so sind Alltagsbegriffe zu verstehen, mit denen man einen Sprechbeginn als Unterbrechen, ein stockendes Sprechen als Zögern, ein Schweigen als Verweigerung oder als „Gesprächsflaute“, ein simultanes Sprechen als kompetitives oder kollektives Sprechen bezeichnet.

2. Zur aktuellen Realität des Verhältnisses zwischen geschriebener und gesprochener Sprache

Die öffentliche Sprache im deutschen Sprachgebiet ist geprägt durch eine zunehmende Informalisierung der Kommunikation. Das bedeutet, dass sprachliche Distinktionsmerkmale zwischen sozialen Schichten, zwischen privater und öffentlicher Kommunikation, zwischen den Generationen und den Geschlechtern nicht mehr dasselbe Gewicht haben wie früher. Dadurch bekommen selbst öffentliche Textsorten wie Zeitungstexte oder Werbeanzeigen, aber auch Vorträge und Moderatorenbeiträge Züge der informellen Alltäglichkeit, die bisher dem privaten Gespräch vorbehalten waren (vgl. Art. 40). Nachrichtentexte von seriösen Tageszeitungen enthalten heute Wörter, die früher verpönt waren (z. B. *kriegen, klauen, cool*; vgl. Schwitalla und Betz 2006: 392–393). Nach der studentischen Protestbewegung von 1968 haben sich mehrere Gruppen (Alternative, Feministinnen, lokale Bürgerinitiativen) in einem nächsprachlichen Stil zu Wort gemeldet; z. T. wurden sie zu öffentlichen Entscheidungsträgern (Die Grünen). In den 1970er Jahren wurden viele sozialkritische Dramen geschrieben, die eine z. T. extrem vereinfachte Sprechsprache auf die Bühnen brachten (Betten 1985). Werbeplakate ahmen den Sprechstil von Jugendlichen und einzelnen Szenen nach. Die Formulierungen von Texten in den neuen Medien E-Mail und Instant Messaging, SMS und Chat-Kommunikation sind manchmal kürzer und verdichteter gesprochen sprachlich als eine durchschnittliche Alltagsunterhaltung (Dürscheid 2003; Ägel und Hennig 2007: 206–210). Nächstsprachliche Formen des öffentlichen Sprechens sind in Radio- und Fernsehsendungen (Diskussionen, Interviews, Moderationen, Talk-Shows) üblich geworden, noch einmal verstärkt durch das dialektale und jugendsprachliche Sprechen in den Talk-Shows der privaten Sender. Auch in der Kommunikation gegenüber Nichtvertrauten nimmt Informalität zu, was man an geschriebenen Gruß- (*Hallo Herr X*) und gesprochenen Abschiedsformeln (*tschüss*) sehen kann.

3. Unterschiede auf den verschiedenen sprachlichen Ebenen

Die sprachlichen Formen von M. und S. sind oft gleich, nur die Häufigkeiten und Funktionen unterscheiden sich. Z. B. hat die antwortende „Adjazenzellipse“ ihren Ursprung im mündlichen Gespräch (Hennig 2006: 108), kann aber auch bei Antworten in Chats

verwendet werden. In den Bereichen der Phoneme/Grapheme, der Wortbildungstypen, der morphosyntaktischen und syntaktischen Kategorien und Formen, der Phrasen und Sätze herrschen in beiden Medien dieselben oder (bei der Silbe) analoge Regeln. Nur die Gesprächs- und Diskurspartikeln haben ihren ursprünglichen Ort in der M. Aber es gibt einen gewaltigen Unterschied: Die Prosodie der menschlichen Stimme (Lautstärke, Tonhöhe, Tempo, Stimmfärbung) kann feine Nuancen von Gefühlen und Modalitäten vermitteln, wie es die Schrift nicht kann; sie erlaubt es auch, in viel stärkerem Maße als beim Schreiben fremde Stimmen zu verlebendigen. Beim Schriftbild können dagegen durch das Ausnutzen des Raums, durch verschiedene Schrifttypen und -größen etc. spezifische Verfahren der Informationsgewichtung und der Textgliederung signalisiert werden, für die man beim Sprechen andere Mittel benutzt (Pausen, Gliederungssignale).

In den Gesamtdarstellungen zur gesprochenen Sprache gibt es eine Reihe immer wieder genannter gesprochensprachlicher Formen auf den unterschiedlichen sprachlichen Ebenen (Fiehler 2005; Schwitalla 2006; Ágel und Hennig 2007). Die meisten von ihnen beruhen auf häufigerem Gebrauch beim Sprechen:

- Phonetik: Apokopen, besonders des E-Schwas von Verben in der 1. Person Singular (*ich komm|gehl|sag*), Elisionen (*bringn*), Aphäresen (*'ne* statt *eine*, *'n* statt *ein*); Tilgung von *-t* bei *ist*, *sind*, *nicht*, *jetzt*, *und*; enklitisches *es* (*gibt's*, *wenn's*, *weil's*); Tilgung von *-l* bei *mal*, *ein-/manchmal* und von *-n* bei *man* (Berend 2005: 287–288), Wortreduktionen (*wir ham* statt *wir haben*).
- Wortbildung: Augmentativpräfixe wie *Riesen-*, *mords-*, *tod-*, *stink-*, *sau-*.
- Flexion: Wegfall von *-en* im Dativ und Akkusativ (*mit einem Athlet*, *am Herz*), Inkongruenz von Possessivpronomen und Bezugswort (*jede Klasse hat seinen Lehrer*), wie nach Komparativ, die Präposition *von* statt Genitiv: *die Mutter von Fritz*, possessives Dativattribut: *dem Fritz seine Mutter*.
- Lexik: besondere phonetische Wortformen (*nix* statt *nichts*), als umgangssprachlich bezeichnete Wörter (*kriegen* statt *bekommen*), *trotzdem* als Konjunktion, Gesprächspartikeln: Aufmerksamkeits- (*sag mal*), Fortsetzungs- (*äh*), Korrektur- (*also*), Rückversicherungssignale (*ne?*, *nich?*, *oder?*), Hörsignale (*mhm*), Partikeln zur Beendigung eines Gesprächs (*gut*, *okay*), Namen des Adressaten zur Anrede oder zur Illokutionsverstärkung, primäre (*oh*, *ah*) und sekundäre Interjektionen (*du lieber Gott!*), bestimmte Modalpartikeln (*ja*, *doch*, *haltleben*).
- Morphosyntax: Tempus: weniger Präteritum, mehr Perfekt und doppeltes Perfekt/ Plusquamperfekt für „Vorzeitigkeit“; Modus: weniger Konjunktiv I und mehr *würde*-Umschreibungen des Konjunktiv II; Aspekt: *am Arbeiten sein*; Diathese: mehr Dativ-Passiv (*er kriegt eine geschmiert*).
- Syntax, Satzformen: Adjazenz-Ellipse (A: *Heut is der?* B: **Dritte** A: **Erst?** B: **Schon, oder?**); „Ellipse im engeren Sinne“ (*Ich werde nie den Ausdruck in dem Gesicht dieses Mannes vergessen. Gejagtes Wild. Eine Angst.*); Konstruktionsabbruch; Abbruch + Neuanfang; Apokoinu (s. o. (1)); Überleitung zu einer anderen syntaktischen Konstruktion (*das tritt ... ist das ...* s. o. (1)); freier Nebensatz (*Dass der auch immer zu spät kommen muss*). Konstruktionen vor oder am Anfang eines Satzes: Freies Thema (*ja also Radtour. Wann habt ihr Zeit?*), „Linksherausstellung“ (**Der Discounter, der is mir nie aufgefallen**), Spalt- und Pseudo-Spaltsatz (*Es war Peter, der ...; Was mich nervt, ist ...*), Präelemente (M. Friedman: *Dass Sie das erst aus der Zeitung erfahren*. B. Höhn: **Ja gut, also nee, wir ham auch ne Pressemitteilung bekommen**). Konstruktio-

nen am Ende eines Satzes: Ausklammerung (*Ihr habt ja nur ein Jahr gebraucht bis jetzt*), „Rechtsherausstellung“ (*weil du's nicht haben willst, die Abhängigkeit von mir*). Wortstellung: Verb-Erstsätze mit allen Ergänzungen des Verbs (*Komm ich dann zu dir*), Rhema vor Thema ohne Kopula (*ganz clever, die Tante*), nachgestelltes Adjektivattribut (*der Schuft, der dreckige*), *weil, wobei, obwohl* + Verb-Zweitstellung.

- Formulierungsverfahren: Ankündigungen, wiederholende, spezifizierende, verallgemeinernde Paraphrasen, Kontrast (*zwar/klar/sicher ... aber*), Listen und Aufzählungen, Formeln.
- Relativ feste lexikalisch-syntaktische Konstruktionen (*Du mit deinem X; Das ist ja so was von X; Was heißt hier X?; Das ist kein X, das ist ein Y*).

4. Konsequenzen für den DaF-Unterricht

Gegen den Einbezug des gesprochenen Deutsch in den DaF-Unterricht gibt es sowohl im In- wie im Ausland erhebliche Widerstände. Dabei argumentiert man mit sprachstilistischen Normen und warnt vor einer Überlastung der Lerner, wenn sie mehrere Varietäten einer Sprache auf einmal lernen sollen (Durrell 2004: 70). Aber schon die feststellbare Durchmischung öffentlicher Texte mit gesprochensprachlichen Formen legt es nahe, sie in den DaF-Unterricht einzubeziehen. Ein zweiter Grund ist der Abbau von kleinräumigen Dialekten zugunsten von Regionaldialekten, die, wie im Falle des Südwest-Deutschen, alemannische dialektale Lautungen zurückdrängen und gesprochene Merkmale, auch aus dem Norden (*nich, is, 'ne, 'ner*), aufnehmen (Spiekermann 2005: 110–121). Schließlich wollen heutzutage meist junge Leute eine Sprache lernen, die sie in dem betreffenden Land auch sprechen können. Im In- und Ausland orientiert man sich im DaF-Unterricht aber meist an der Standardvarietät des geschriebenen, hochsprachlichen Deutsch (Durrell 2006: 112–114). König (1997: 265–266) fragt rhetorisch, warum man Deutschlernern mühsam ein stimmhaftes S beibringen soll, wenn es über die Hälfte der Deutschen und die Österreicher ohnehin nicht sprechen.

Es stellt sich also die Frage, welche Formen des gesprochenen Deutsch gelehrt werden sollen. Eine erste Antwort könnte lauten: 1. diejenigen Formen, die allgemein in der Öffentlichkeit, 2. diejenigen, die in weiten Teilen des deutschen Sprachgebiets und 3. diejenigen, die in Situationen verwendet werden, in denen DaF-Lerner interagieren (Durrell 2004: 71). Das Problem ist, dass man nicht genau weiß, welche sprachlichen Formen überall im deutschen Sprachgebiet in derselben Weise gesprochen werden, welche von ihnen regional gefärbt sind (vgl. Art. 40, Abschnitt 3 mit teils regionalen, teils überregionalen Varianten) und wie sie sich im Lauf der Zeit ändern. Ein Anhaltspunkt könnten die in 3. genannten Phänomene sein. Ein Angestellter in einem Auslandsamt einer süddeutschen Großstadt sagt z. B. gegenüber einem nicht-europäischen Ausländer (Aufnahme Gesine Herzberger): *is, sin Se* (,sind Sie'), *net* (,nicht'), *nix* (,nichts'), *nee* (,nein'), *ma* (,mal', ,man'), *ham* (,haben'), *ich hab'lgeb'lbrauch'*; *jetz müsst mer* (,jetzt müsste man'), *ich erklär's, hab's, mir's; des* (,das'); *hörn, fahrn, zahl'n; 'n andern Job; drauf, drum*; lenisiertes T: *Monade, Bestädigung*; CH statt K: *Andrach, ich sach, kricht's*; dazu auf der syntaktischen Ebene: *weil* + Hauptsatz, Linksversetzung (*der Rechtsanwalt, der ...*) und zum Abschied: *tshüss*. Der Angestellte setzt also voraus, dass der Klient diese sprachlichen Formen versteht.

Hilfreich ist es für den Deutschlerner aber auch zu wissen, welche gesprochenen Formen in der Schweiz und in Österreich (vgl. Art. 35 u. 36) oder in bestimmten großregionalen Gebieten Deutschlands (vgl. Art. 37) üblich sind. Für den deutschen Norden sind das etwa die Aussprache von <pf-> als [f-] (*Ferd*), von <-ng> als [nk] (*Hoffnunk*), die G-Spirantisierung (*lecht, Tach*), kurze Tonvokale, wo die Norm lange fordert (*Tach, Bad, Gras, Zuch*), [e:] statt [ɛ:] (*Keese*), die Trennung von Pronominaladverbien (*lasst da die Foten von*). Für den Süden und teilweise die Mitte Deutschlands ist z. B. typisch: stimmloses S; [-Ik] statt [-Iç] (*ruhig*); geschlossenes kurzes O (*offen*); in der Morphologie: Perfekt mit *sein* bei *stehen, liegen, sitzen* und anderen Verben, doppeltes Perfekt, *tun* als Hilfsverb mit nachgestelltem Vollverb (*das tu ich nachher unterschreiben* (König 1997; Eichinger 2001; Berend und Knipf-Komlósi 2006; Elspaß und Möller 2003 ff.)).

Genauso wichtig wie die rein sprachlichen Formen sind dialogische Praktiken. Dazu gehören die Regeln der Eröffnung und Beendigung von (Telefon-)Gesprächen, der Sprecherwechsel, lexikalische und prosodische Anzeichen für die Informationsgewichtung und die Segmentierung der Rede; die Gesprächspartikeln, das Reformulieren und die Sicherung des gemeinsamen Verstehens, Formen des *Face-work* und wie man darauf eingeht.

Eine Forderung an Lehrwerke muss sein, an authentischen (nicht: ausgedachten) Dialogen auf die allgemein üblichen Formen des Sprechens aufmerksam zu machen. Dazu eignen sich die überall zugänglichen Dialoge im Radio und Fernsehen. Inzwischen gibt es aber auch viele Veröffentlichungen von transkribierten Gesprächen in Behörden (Gerichtsverhandlungen, Beratungs- und Schlichtungsgespräche), von Medien-, Forschungs- und biografischen Interviews, von privaten Telefon- und Tischgesprächen. Auch solche Romane, in denen M. in reicher Variation erscheint, nicht nur mit der Wiederholung immer derselben Phänomene, eignen sich für die Lehre (Berlinisch in Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz*; moderne gesprochene Standardsprache z. B. in Andreas Maiers *Wäldchestag* oder Wolf Haas' *Das Wetter vor 15 Jahren*).

5. Literatur in Auswahl

Ágel, Vilmos und Mathilde Hennig

- 2007 Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In: Dies. (Hg.), *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache*, 179–214. Tübingen: Niemeyer.

Auer, Peter

- 2000 *On line-Syntax* – Oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. *Sprache und Literatur* 85: 43–56.

Berend, Nina

- 2005 Variation ja, aber welche? Zur Frage der Vermittlung von sprachlichen Varianten im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.), *Germanistentreffen Deutschland – Großbritannien, Irland 30. 9.–3. 10. 2004*. 279–296. Bonn: DAAD.

Berend, Nina und Elisabeth Knipf-Komlósi

- 2006 Regionale Sprachvarietäten im muttersprachlichen Deutschunterricht. In: Eva Neuland (Hg.), 161–174.

Betten, Anne

- 1985 *Sprachrealismus im deutschen Drama der siebziger Jahre*. Heidelberg: Winter.

- Durrell, Martin
2004 Variation im Deutschen aus der Sicht von Deutsch als Fremdsprache. *Der Deutschunterricht* 56.1: 69–77.
- Durrell, Martin
2006 Deutsche Standardsprache und Registervielfalt im DaF-Unterricht. In: Eva Neuland (Hg.), 111–122.
- Dürscheid, Christa
2003 Medienkommunikation im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Theoretische und empirische Probleme. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 38: 37–56.
- Eichinger, Ludwig M.
2001 Sprache und Sprachgebrauch im Süden Deutschlands. In: Elisabeth Knipf-Komlósi und Nina Berend (Hg.), *Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern*, 61–96. Budapest: Dialóg Campus Kiadó.
- Elsaß, Stephan und Robert Möller
2003 ff. *Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA)*. <http://www.uni-augsburg.de/alltagssprache> (1. 3. 2009).
- Fiehler, Reinhard
2005 Gesprochene Sprache. In: *Duden. Die Grammatik*. 7. völlig neu erarbeitete Auflage. 1175–1256. Mannheim: Dudenverlag.
- Hennig, Mathilde
2006 *Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis*. Kassel: University press.
- Koch, Peter und Wulf Oesterreicher
1985 Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. *Romanisches Jahrbuch* 36: 15–43.
- König, Werner
1997 Phonetisch-phonologische Regionalismen in der deutschen Standardsprache. Konsequenzen für den Unterricht ‚Deutsch als Fremdsprache‘? In: Gerhard Stickel (Hg.), *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*, 246–270. Berlin/New York: de Gruyter.
- Neuland, Eva (Hg.)
2006 *Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Schwitalla, Johannes
2006 *Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt.
- Schwitalla, Johannes und Ruth Betz
2006 Ausgleichsprozesse zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Eva Neuland (Hg.), 389–401.
- Spiekermann, Helmut
2005 Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In: Ludwig M. Eichinger und Werner Kallmeyer (Hg.), *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* 100–125. Berlin/New York: de Gruyter.

Johannes Schwitalla, Würzburg (Deutschland)

42. Jugendsprache

1. Einleitung
2. Entwicklungen der Jugendsprachforschung in Deutschland
3. Ausgewählte Konzepte der Jugendsprachforschung
4. Merkmale und Tendenzen aktueller Sprachgebrauchsweisen Jugendlicher
5. Jugendsprache als Gegenstand im DaF-Unterricht
6. Literatur in Auswahl

1. Einleitung

In vielen nicht nur europäischen Gesellschaften ist ein besonderer Sprachgebrauch von Jugendlichen zu beobachten, mit dem diese sich von der Sprache der älteren Generationen unterscheiden wollen. Jugendsprache ist ein internationales Phänomen, das allgemeine und vergleichbare sowie aber auch differenzielle und kulturtypische Merkmale aufweist. Eine linguistische Jugendsprachforschung hat sich allerdings noch nicht in allen Wissenschaftskulturen bzw. -traditionen entwickelt. Im Kontext von Deutsch als Fremd- und Zweitsprache steht im Folgenden der Sprachgebrauch Jugendlicher im deutschsprachigen Raum im Mittelpunkt.

2. Entwicklungen der Jugendsprachforschung in Deutschland

Von einer linguistischen Jugendsprachforschung kann in Deutschland seit ca. 1980 gesprochen werden. Vorläufer der modernen Jugendsprachforschung finden sich in der philologischen Tradition der Sondersprachforschung Ende des 19. / Beginn des 20. Jahrhunderts, in der psychologischen Tradition der Sprachentwicklungsforschung zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowie in sprachpflegerischen Traditionen der Nachkriegszeit.

2.1. Forschungsrichtungen

In der Entwicklung der linguistischen Jugendsprachforschung seit 1980 lassen sich verschiedene Forschungsrichtungen auch chronologisch wie folgt charakterisieren:

- Pragmatik der Jugendsprache
- Lexikographie der Jugendsprache
- Ethnographie von Jugendsprache
- Sprechstilanalysen
- kulturalanalytische Jugendsprachforschung
- kontrastive Jugendsprachforschung
- medienanalytische Forschung.

Entsprechend der Entwicklung der linguistischen Pragmatik wurden zu Beginn der Jugendsprachforschung u. a. Begrüßungs- und Anredeformeln, Gesprächspartikel, Laut-

und Verstärkungswörter (Henne 1986) untersucht. Die Erstellung von Wörterbüchern (v. a. Heinemann 1989) sowie die Sammlungen von Sprüchen gingen ebenso wie die frühe pragmatische Analyse von einer Allgemeingültigkeit und Homogenität des Sprachgebrauchs von Jugendlichen aus.

Ethnographische Einzelfallstudien lieferten Detailkenntnisse über Ausdrucks- und Funktionsweisen gruppenspezifischer Kommunikation von Jugendlichen (v. a. Schwitalla 1986/1988; Nothdurft und Schwitalla 1995). Wichtige Forschungsergebnisse wurden v. a. zu sprachlichen Identifikations- und Abgrenzungsstrategien gewonnen. Sprechstilanalysen (v. a. Schlobinski und Mitarbeiter 1989, 1993, 1996) beziehen sich ebenfalls auf konkrete Kommunikationsereignisse von Jugendgruppen und deren spezifischen Erfahrungshintergrund. Kreative Sprachspiele und mimetischer und verfremdender Umgang mit Zitaten werden mit dem Konzept der Sprachstil-Basterei (*Bricolage*) verbunden.

Die kulturalistische Jugendsprachforschung geht vom soziokulturellen und gesellschaftlichen Kontext der Jugendlichen aus und betrachtet deren Sprachgebrauch als einen „Spiegel der Zeit“ (s. Neuland 2003b). Funktionale generationsspezifische Abgrenzungen sowie identifikatorische Typisierungen werden v. a. am Beispiel von Personenklassifikationen soziolinguistisch analysiert.

Kontrastive Analysen (z. B. Zimmermann 2003; Neuland 2007) haben ähnliche Strukturmerkmale von Jugendsprachen verschiedener Sprachgemeinschaften erarbeitet, z. B. die Bildung von Abkürzungen und neuartigen Zusammensetzungen, Prozesse der Bedeutungsveränderung sowie den Gebrauch von Entlehnungen und die Bildung witziger Redensarten und Sprachspiele. Andererseits werden auch kulturspezifische Bedingungen jugendtypischen Sprachgebrauchs sichtbar.

Analysen des Sprachgebrauchs jugendlicher Mediennutzer beziehen sich vor allem auf medientypische Charakteristika und neue Formen von Schriftlichkeit, z. B. Wortbildung in Form von Akronymen, Inflektivkonstruktionen, Verwendung graphostilistischer Mittel sowie Einsatz von Symbolen wie *Emoticons* (v. a. Androutopoulos 2003; Dürscheid 2006).

2.2. Forschungsstand und Forschungsschwerpunkte

In der bisherigen Forschungsgeschichte lassen sich vor allem die folgenden Schwerpunkte erkennen:

- Jugendsprache als Entwicklungsphänomen
- Jugendsprache als Gruppenphänomen
- Jugendsprache als Medienphänomen
- Jugendsprache als internationales Phänomen
- Jugendsprache als Sprachkontaktphänomen.

Während der erste Themenaspekt in der linguistischen Jugendsprachforschung derzeit eher randständig ist, bildet die gruppenspezifische Kommunikation einen Schwerpunkt ethnographischer und gesprächsanalytischer Studien zu jugendtypischen Sprech- und Gesprächsstilen. Doch ist Jugendsprache nicht nur durch die Merkmale einer Gruppensprache oder eines medientypischen Sprachgebrauchs zu bestimmen.

Zwar bildet die Nutzung von Printmedien, audiovisuellen und elektronischen Medien eine wesentliche Ressource für Neubildungen, Anspielungen und Zitationen im jugendli-

chen Sprachgebrauch. Doch spielt heute der Kontakt mit Migrantensprachen, bedingt durch die multikulturelle Zusammensetzung der Schulklassen, eine bedeutsame Rolle für jugendtypische Bildungen in Form von Entlehnungen und „gemischtem“ Sprechen (z. B. Hinnenkamp 2000, 2003; Keim und Cindark 2003; Wiese 2006).

Der heutige Forschungsstand lässt sich nach mittlerweile sechs internationalen Fachkonferenzen (v. a. Androutsopoulos und Scholz 1998; Neuland 2003b; Dürscheid und Spitzmüller 2006; Jørgensen i. E. 2010) vor allem durch die beiden Grundzüge einer Erweiterung des Gegenstandsfelds und einer Vielfalt der Methoden charakterisieren.

Das linguistische Untersuchungsspektrum wurde mittlerweile eindrucksvoll differenziert und hat zu einer Fülle von Einzelergebnissen auf den verschiedenen Ebenen geführt. Auch wurde das soziale Gegenstandsfeld im Hinblick auf unterschiedliche Gruppen von Sprechern und Schreibern bedeutsam erweitert, sodass die These der *Heterogenität* der Jugendsprache mittlerweile zu einem grundlegenden Axiom der Jugendsprachforschung geworden ist.

Unterschiedliche Gegenstandsfelder machen auch vielfältige Bearbeitungsmethoden erforderlich, sodass die *Methodenvielfalt* als weitere charakteristische Tendenz der derzeitigen Jugendsprachforschung genannt werden kann. Dazu gehören verschiedene Arten von Fragebogenmethoden, Interviews, gelenkten Gesprächen sowie teilnehmender Beobachtung der Spontankommunikation mit anschließenden Korpusanalysen.

3. Ausgewählte Konzepte der Jugendsprachforschung

Eine theoretische Fundierung ist für das Konzept der Jugendsprache selbst sowie für die Bestimmung des Verhältnisses von Jugendsprache, Standardsprache und Sprachwandel von Bedeutung.

Gegenüber eindimensionalen Bestimmungsversuchen vor allem durch den Faktor Lebensalter können mehrdimensionale Konzepte die Vielschichtigkeit des Gegenstandsfelds Jugendsprache angemessener erfassen. Jugendsprache wird heute vorwiegend als ein mündlich konstituiertes, von Jugendlichen in bestimmten Situationen verwendetes Medium der Gruppenkommunikation definiert und durch die wesentlichen Merkmale der gesprochenen Sprache, der Gruppensprache und der kommunikativen Interaktion gekennzeichnet. Allerdings nimmt allmählich auch die Untersuchung schriftlicher Äußerungsformen von Jugendlichen in schulischen und außerschulischen Kontexten zu.

Ein mehrdimensional-hierarchisches Klassifikationsmodell (Neuland 2006) sieht fünf Analyseebenen (historisch-gesellschaftlicher Kontext, soziolinguistische Differenzierungen, institutioneller Rahmen, domänentypischer Sprachgebrauch, funktionale Stile) vor, wodurch sich die Vielfalt der empirischen Einzelbefunde ordnen lässt. Weiterhin werden Vergleiche ermöglicht und Forschungsschwerpunkte wie *Desiderate* sichtbar.

3.1. Jugendsprache und Standardsprache

Das Verhältnis der Jugendsprache zur Standardsprache hat schon die frühe Sonderforschung beschäftigt. Heute wird die Frage diskutiert, ob Jugendsprache als eine Varietät, ein Register oder ein Ensemble von Sprachstilen betrachtet werden kann. Aktu-

elle Befunde, vor allem aus der kontrastiven Jugendsprachforschung, sprechen dafür, den Sprachgebrauch Jugendlicher auf Grund übereinstimmender Merkmale und Tendenzen unter einem dynamischen Varietätenbegriff zu erfassen, der als eine Verdichtung innerhalb eines substandardsprachlichen Kontinuums anzusehen ist. Der Varietätenraum selbst wird multidimensional (vgl. Neuland 2008) durch eine Vielzahl von Faktoren gebildet, darunter z. B.: Bildungsgang, Geschlecht, subkulturelle Zugehörigkeit, Migrationskontext.

Die Mehrzahl internationaler Studien aus den ethnographischen, sprechstilanalytischen und kulturanalytischen Ansätzen bevorzugt den Stilbegriff, um den gruppenspezifischen Besonderheiten, identifikatorischen Funktionen und schnellen Veränderungen sprachlicher Merkmale besser Rechnung tragen zu können. Auch lassen sich die raschen Stilwechsel und *Code-Shiftings* im Sprachgebrauch Jugendlicher, mit denen oft ganz bewusst verschiedene soziale Kontexte identifikatorisch aktiviert werden, mit einem Stilbegriff besser erklären.

3.2. Jugendsprache und Sprachwandel

Die Frage nach möglichen Einflüssen der Jugendsprache auf die Standardsprache und ihren Wandel hat auch die Sprachgeschichtsschreibung (von Polenz 1999) schon beschäftigt. In Anlehnung an das Stilmodell von Clarke (1979), das die Prozesse der Stilbildung, Stilverbreitung und Stilauslöschung vorsah, entwickelt Neuland (2008) ein Modell, das die beiden korrespondierenden Prozesse der Stilbildung und der Stilverbreitung zwischen Jugendsprache und Standardsprache vorsieht. Die Stilbildung wird als eine *Destandardisierung* von Merkmalen und Mustern der Standardsprache durch Neubildungen, Bedeutungsveränderungen und Mustervariationen im jugendsprachlichen Gebrauch gekennzeichnet. Übernahmen jugendsprachlicher Ausdrucksweisen in die Standardsprache unterliegen demgegenüber einer *Restandardisierung*, wie sie z. B. im Verlust soziokultureller Konnotationen bei der Aufnahme jugendsprachlicher Ausdrücke in standardsprachliche Wörterbücher zu verzeichnen ist.

Generell kann der Einfluss der Jugendsprache auf die Standardsprache als eine Verstärkung der Tendenzen von Informalisierung und Substandardisierung angesehen werden. Dazu leisten Medien als Promotoren sprachlichen Wandels einen entscheidenden Beitrag. Die Wirkung v. a. des Markts der Jugend- und Szenewörterbücher beruht ihrerseits auf dem hohen Prestigewert von Jugendlichkeit und mithin auch von Jugendsprache in der Gesellschaft.

4. Merkmale und Tendenzen aktueller Sprachgebrauchsweisen Jugendlicher

Zwar ist die Geschichte der deutschen Jugendsprache noch relativ lückenhaft rekonstruiert, doch lassen sich Jugendsprachen und Jugendkulturen in der jüngeren Sprachgeschichte nach 1945 recht gut dokumentieren.

4.1. Typizität in der Heterogenität

Trotz der Unterschiedlichkeit der subkulturellen Sprachstile Jugendlicher können u. a. folgende Gemeinsamkeiten als typische Kennzeichen von Jugendsprachen festgehalten werden:

- spezifische Kennzeichen mündlichen Sprachgebrauchs, wie Kontraktionen, Interjektionen, Onomatopoetika
- Besonderheiten der Wortbildung, wie z. B. Präfigierungen, Suffigierungen, Kurzformen, Kompositionen
- lexikalische Neubildungen, Integration von Entlehnungen, Differenzierung lexikalischer Register in jugendtypischen Handlungsbereichen
- Bedeutungswandel, v. a. Bedeutungserweiterungen, Verwendung von Phraseologismen und Metaphern
- Präferenz bestimmter Stilmittel, v. a. Intensivierung und Hyperbolik, Anspielungen, Zitierungen, Sprachspiele, Sprachmischungen
- informelle Formen von Begrüßung, Verabschiedung, Anrede
- Bevorzugung bestimmter Handlungsmuster im Gespräch, v. a. Frotzeln, Lästern.

4.2. Subkulturelle Differenzierungen

Derzeitige Sprachgebrauchsweisen Jugendlicher lassen sich insbesondere unter dem Aspekt von Sprach- und Lebensstilen in der heutigen *Erlebnisgesellschaft* charakterisieren. Die Pluralität von Lebensentwürfen und Lebensstilen spiegelt sich in einer entsprechenden soziokulturellen Differenzierung von Sprachstilen Jugendlicher in den unterschiedlichen Musikszenen (z. B. Punk, Techno, Hip Hop), Sport- und Freizeitaktivitäten (Skateboardfahren, Graffiti, Sprays, öffentliche Partys und Großveranstaltungen) sowie in Medien- und Migrationserfahrungen Jugendlicher wider. Jugendliche erweisen sich als Sprachexperten für Mode, Medien und Musik. Einzelne Szenen weisen einen hohen Anteil an Fachvokabular und Anglizismen auf (Androutsopoulos 1997).

Wie aber auch die jugendsoziologische Forschung zeigt, sind die Mehrzahl der Jugendlichen in Deutschland keine expliziten Szene-Angehörigen, sodass Befunde zu den subkulturellen Jugendkulturen nicht auf die Allgemeinheit der Jugendlichen übertragen werden können.

Als charakteristische Tendenzen für die aktuellen Jugendsprachen in Deutschland lassen sich die beiden folgenden zusammenfassen (Neuland 2008):

- innere Mehrsprachigkeit:
Dazu gehören die Phänomene der Stilmischungen (Stilwechsel, *Bricolagen*, Zitationen) sowie Varietätenwechsel (fachsprachliche Register, medientypische Register, Regionalsprachen) sowie Entlehnungen, v. a. aus dem Angloamerikanischen.
- äußere Mehrsprachigkeit:
Darunter sind die Phänomene des *Code-Switching* und des gemischten Sprechens sowie der Kreuzungen mit Migrantensprachen zu rechnen.

Es bleibt festzuhalten, dass alle charakteristischen Merkmale der Jugendsprache nicht jugendexklusiv sind, sondern auch von anderen Sprechern/Schreibern verwendet werden

können. Allerdings nutzen Jugendliche die möglichen Faktoren der Sprachvariation mit höherer Frequenz, rascheren Wechseln und mit Spaß an Verfremdungen, Abwandlungen und Neuinszenierungen.

5. Jugendsprache als Gegenstand im DaF-Unterricht

Jugendsprache ist ein beliebtes Thema im DaF-Unterricht, das für verschiedene Lernbereiche und Lernziele genutzt werden kann.

5.1. Didaktische Begründungen

Die Beschäftigung mit der deutschen Jugendsprache kann unter den Prämissen der *Lernerorientierung* sowie der Berücksichtigung *autonomer Lernprozesse* gesehen werden. Jugendliche Lerner machen heute viele zielsprachliche Erfahrungen außerhalb unterrichtlicher Kontrolle durch das Internet, durch Email- oder Chat-Kommunikation und wollen oft in einer alters- und gruppengemäßen Varietät der Zielsprache sich mit Gleichaltrigen verständigen können. Die Beschäftigung mit der jugendsprachlichen Varietät des Deutschen im DaF-Unterricht kann dazu beitragen, die zielsprachliche Variationskompetenz der Lernenden zu vergrößern.

Allerdings sollte die Förderung *produktiver* Kompetenzen in Abstimmung mit den jeweiligen Lernerinteressen sorgfältig abgewogen werden. Vorrangig können im DaF-Unterricht *rezeptive* Kompetenzen im Umgang mit Ausdrucksweisen Jugendlicher gefördert werden: Varietäten des Deutschen und intrakulturelle Sprachunterschiede verstehen und mit Eigenerfahrungen vergleichen lernen, bildet ein wichtiges Lernziel der Förderung von Sprach- und Kulturbewusstheit. *Analytische* Kompetenzen können gefördert werden, indem durch grammatische und stilistische Analysen von Jugendsprache das sprachliche und kommunikative Wissen der Lernenden über die deutsche Sprache vertieft werden kann.

Jugendsprache kann daher nicht nur als Gegenstandsfeld, sondern auch als Medium im Deutschunterricht genutzt werden, indem am Beispiel der jugendsprachlichen Varietät allgemeine Kenntnisse der Grammatik, Semantik und Pragmatik der deutschen Sprache vermittelt und jugendsprachliche Einflüsse auf die deutsche Gegenwartssprache aufgezeigt werden, was sich durch entsprechende Wörterbuchanalysen veranschaulichen lässt. Am Beispiel der Jugendsprache können zugleich auch Kennzeichen der mündlichen Kommunikation, Arten der Wortbildung, Prozesse des Bedeutungswandels, verschiedene Stilmittel und sprachliche Umgangsformen veranschaulicht werden.

5.2. Jugendsprache und interkulturelles Lernen

Jugendsprachen können schließlich in besonderer Weise als Brücken für interkulturelles Lernen im DaF-Unterricht genutzt werden, indem jugendliche Sprachlerner auf eigenkulturelle Erfahrungen zurückgreifen und diese mit den neuen fremdkulturellen Erkenntnissen vergleichen. Dazu tragen nicht zuletzt die globalen Entwicklungsprozesse einer

weltweiten Verbreitung von Jugendkulturen im Bereich von Musik, Tanz, Bekleidung, Sport- und Freizeitaktivitäten bei. Mit Hilfe kontrastiver Analysen können vergleichbare Tendenzen, z. B. Arten der Wortbildung, Prozesse der Bedeutungsveränderung, bevorzugte Sprechhandlungsmuster in verschiedenen Sprachen und Kulturen erarbeitet werden.

Schließlich können Jugendsprachen als Indikatoren für die Sprach- und Kulturgeschichte der Deutschen, vor allem der Nachkriegszeit genutzt werden. Jugendsprachen und Jugendkulturen bilden wichtige Themen in einem Landeskundeunterricht, der nicht nur Realienwissen vermitteln will.

6. Literatur in Auswahl

Androutsopoulos, Jannis

1997 Mode, Medien und Musik. Jugendliche als Sprachexperten. *Der Deutschunterricht* 49: 10–21.

Androutsopoulos, Jannis

2003 Jugendliche Schreibstile in der Netzkommunikation: Zwei Gästebücher im Vergleich. In: Eva Neuland (Hg.) 2003b, 307–319.

Androutsopoulos, Jannis und Arno Scholz (Hg.)

1998 *Jugendsprache – langue des jeunes – youth language. Linguistische und soziolinguistische Perspektiven*. Frankfurt a. M.: Lang.

Clarke, John u. a.

1979 *Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen*. Frankfurt a. M.: Syndikat.

Dürscheid, Christa

2006 Medienkommunikation und Jugendsprache. In: Christa Dürscheid und Jürgen Spitzmüller (Hg.), 117–135.

Dürscheid, Christa und Eva Neuland

2006 Spricht die Jugend eine andere Sprache? Neue Antworten auf alte Fragen. In: Christa Dürscheid und Jürgen Spitzmüller (Hg.), 19–33.

Dürscheid, Christa und Jürgen Spitzmüller (Hg.)

2006 *Perspektiven der Jugendsprachforschung*. Frankfurt a. M.: Lang.

Heinemann, Margot

1989 *Kleines Wörterbuch der Jugendsprache*. Leipzig: Bibliogr. Institut.

Henne, Helmut

1986 *Jugend und ihre Sprache. Darstellung, Materialien, Kritik*. Berlin/New York: de Gruyter.

Hinnenkamp, Volker

2000 „Gemischt sprechen“ von Migrantenjugendlichen als Ausdruck ihrer Identität. *Der Deutschunterricht* 52: 96–107.

Hinnenkamp, Volker

2003 Sprachalternieren – ein virtuos Spiel? Zur Alltagssprache von Migrantenjugendlichen. In: Eva Neuland (Hg.) 2003b, 395–417.

Jørgensen, J. Normann (Hg.)

i. E. 2010 *Vallah, Gurkensalat 4U & me! Current Perspectives in the Study of Youth Language*. Frankfurt a. M.

Keim, Inken und Ibrahim Cindark

2003 Deutsch-türkischer Mischcode in einer Migrantengruppe: Form von „Jugendsprache“ oder soziolektale Charakteristik? In: Eva Neuland (Hg.) 2003b, 377–395.

Neuland, Eva (Hg.)

2003a *Jugendsprache – Jugendliteratur – Jugendkultur. Interdisziplinäre Beiträge zu sprachkulturellen Ausdrucksformen Jugendlicher*. Frankfurt a. M.: Lang.

- Neuland, Eva (Hg.)
 2003b *Jugendsprachen – Spiegel der Zeit. Internationale Fachkonferenz 2001 an der Bergischen Universität Wuppertal*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Neuland, Eva (Hg.)
 2006 *Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Neuland, Eva (Hg.)
 2007 *Jugendsprachen: mehrsprachig – kontrastiv – interkulturell*. Frankfurt a. M. Lang.
- Neuland, Eva
 2008 *Jugendsprache. Eine Einführung*. Tübingen u. a.: Francke.
- Nothdurft, Werner und Johannes Schwitalla
 1995 Gemeinsam musizieren. Plädoyer für ein neues Leitbild für die Betrachtung mündlicher Kommunikation. *Der Deutschunterricht* 47: 30–42.
- Polenz, Peter von
 1993/1999 *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III: 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schlobinski, Peter
 1989 „Frau Meier hat AIDS, Herr Tropfmann hat Herpes, was wollen Sie einsetzen?“ Exemplarische Analyse eines Sprechstils. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 41: 1–35.
- Schlobinski, Peter, Gaby Kohl und Irmgard Ludewigt
 1993 *Jugendsprache. Fiktion und Wirklichkeit*. Opladen: Westdt. Verlag.
- Schlobinski, Peter und Katja A. Schmid
 1996 Alles eine Frage des Stils. Zur sprachlichen Kommunikation in Jugendcliquen und -szenen. *Muttersprache* 106: 211–225.
- Schwitalla, Johannes
 1986 Jugendliche „hetzen“ über Passanten. Drei Thesen zur ethnographischen Gesprächsanalyse. In: Wolfdieter Hartung (Hg.), *Untersuchungen zur Kommunikation – Ergebnisse und Perspektiven, Linguistische Studien Reihe A, Arbeitsberichte Nr. 149*, 248–261. Berlin-Ost.
- Schwitalla, Johannes
 1988 Die vielen Sprachen der Jugendlichen. In: Helmut Geissner und Norbert Gutenberg (Hg.), *Kann man Kommunikation lehren?* 167–176. Frankfurt a. M.
- Wiese, Heike
 2006 „Ich mach dich Messer“: Grammatische Produktivität in Kiez-Sprache („Kanak-Sprak“). *Linguistische Berichte* 207: 245–275.
- Zimmermann, Klaus
 2003 Kontrastive Analyse der spanischen, französischen, portugiesischen und deutschen Jugendsprache. In: Eva Neuland (Hg.) 2003a, 169–183.

Eva Neuland, Wuppertal (Deutschland)

43. Sprachkontakt: Einflüsse anderer Sprachen auf das Deutsche

1. Sprachkontakt
2. Kontaktsprachen
3. Anglizismen
4. Eurolatein
5. Literatur in Auswahl

1. Sprachkontakt

Das Deutsche als Sprache in der Mitte Europas ist, seit wir es in seinen Konturen historisch fassen können, vielfältigsten Kontakten zu anderen Sprachen ausgesetzt. Art, Dauer und Intensität dieser Kontakte ebenso wie die Orientierungen auf präferierte Kontaktsprachen sind dem historischen Wandel unterworfen; unzweifelhaft aber haben die verschiedenen Kontaktkonstellationen, denen das Deutsche in seiner Geschichte ausgesetzt war (und gegenwärtig noch ausgesetzt ist), Struktur und Gestalt des Gegenwartssprache in ganz entscheidender Weise mitgeprägt – stärker, als dies den meisten Sprachteilhabern bewusst sein dürfte.

Die Folgen von Sprachkontakt können sich prinzipiell in allen sprachlichen Systembereichen niederschlagen (vgl. die Entlehnungsskala in Thomason und Kaufman 1988: 74–76); der den Wirkungen von Sprachkontakten am stärksten ausgesetzte Bereich ist jedoch der Wortschatz. Hier werden Fremdeinflüsse auch für den naiven Sprecher am ehesten sichtbar bzw. sind, etwa als fremdsprachige Übernahmen zur Füllung tatsächlicher oder vermeintlicher lexikalischer Lücken, am ehesten Folgen bewusster Sprachentscheidungen, während beispielsweise bei Lehn syntagmen der sprachliche Bewusstseinsgrad meist deutlich geringer ist.

Sprachkontakt vollzieht sich als Sprachhandeln in der Interaktion, daher sind potenziell alle Varietäten einer Sprache davon betroffen. Damit ist auch für die deutschen Dialekte mit Einflüssen aus anderen Sprachen zu rechnen. Gleichwohl ist die Forschung stark auf die Standardsprache, die auch insgesamt von diesen Prozessen stärker betroffen ist, fokussiert. Entsprechende Untersuchungen für die Dialekte sind methodisch nicht ganz einfach, weil die Datenlage und die schriftliche Dokumentation insbesondere der historischen Stufen nicht besonders gut ist. Einigermaßen untersucht sind hier die Verhältnisse in Bezug auf das Französische (Rettig 2006: 1811; Kramer und Winkelmann 1990), dessen Einfluss auf die lokalen Sprachformen nicht überschätzt werden sollte (für die Rheinlande: Kramer 1992: 112, 148–160; für das Saarland: Albrecht und Raasch 1987).

Gänzlich anders ist die Situation in den deutschen Sprachinseldialekten. Hier sind die Einflüsse der jeweiligen nichtdeutschen Mehrheitssprachen beträchtlich, die meisten Sprachinseldialekte zeigen z. T. erhebliche Erosionserscheinungen, manche sind hochgradig moribund (Eichinger, Plewnia und Riehl 2008).

2. Kontaktsprachen

2.1. Die großen romanischen Nachbarn

Diejenige Sprache, die mit Abstand den nachhaltigsten Einfluss auf das Deutsche ausgeübt hat, ist das Lateinische: „Noch rund 80% des heutigen deutschen Lehnwortschatzes ist – auf welchen Wegen auch immer vermittelt – lateinischer oder griechischer Herkunft, ebenso ein noch größerer Prozentsatz der deutschen Lehn-Wortbildung“ (Polenz 2000: 218), wobei das griechische Lehngut zum größten Teil über lateinische (und über französische) Vermittlung ins Deutsche gekommen ist. Schon in germanischer Zeit hat das Lateinische stark gewirkt, die Übernahme römischer Zivilisation und Alltagskultur durch die Germanen lässt sich direkt am Wortschatz ablesen, besonders in den Bereichen Militär (*Kampf, Pfeil*), Administration (*Kaiser, Meile, Pfalz*), Hausbau (*Mauer*), Ackerbau (*Winzer*), Handel (*Münze*) und Wohnkultur (*Küche, Tisch*), aber auch das Nominalsuffix *-er* (<-*ārius*). Noch stärker ist der Einfluss des Lateinischen im Mittelalter: Einerseits war Latein die Sprache der Christianisierung; eine entsprechende Prägung zeigen der kirchliche Sachwortschatz (*Nonne, Mönch*), aber auch die theologische Terminologie mit zahlreichen Lehnprägungen (*Barmherzigkeit, Mitleid*). Andererseits und vor allem erfolgte die Alphabetisierung mindestens bis ins 15. Jh. ausschließlich auf Latein: „Wer im Mittelalter schreiben und lesen konnte, hatte dies anhand der lat. Sprache gelernt“ (Henkel 2004: 3172). Nur allmählich bildeten die europäischen Volkssprachen überhaupt eine Fähigkeit zur Schriftlichkeit aus, die jedoch lange an der Dominanz des Lateinischen nichts änderte. Noch im 15. Jh. „waren kaum 7% der Druckwerke deutsch“ (Polenz 2000: 127). Und Latein blieb bis in die Neuzeit auch für die Bildungsinhalte und Diskurstraditionen bestimmend, sowohl als Trägersprache des europäischen Humanismus als auch als *lingua franca* vor allem der Naturwissenschaften und der Medizin mindestens bis ins 18. Jh. (Pörksen 1986).

Mit der Re-Orientierung auf das klassische Latein in der Renaissance ging auch die Wiederentdeckung des Griechischen einher, das dann in der deutschen Klassik unter Gebildeten stark an Bedeutung gewann. Nachdem bereits auf indirektem Wege im Zuge der Christianisierung durch das stark vom Griechischen geprägte Kirchenlatein viel Griechisches ins Deutsche gelangt war, erhöhte sich in der Renaissance der schon seit der Antike hergebracht hohe Anteil ursprünglich griechischer Wörter in den Fachterminologien noch einmal zusätzlich. Es ist jedoch nicht nur der Lehnwortschatz selber, sondern in vielleicht noch folgenreicherer Weise der hohe Bestand an graeco-lateinischen Wortbildungselementen, durch den das Deutsche eine entscheidende Prägung erhält, die es zugleich in einen sprachkulturellen Verbund mit den anderen west- und mitteleuropäischen Sprachen stellt (vgl. Abschnitt 4).

Die andere Sprache, die besonders stark auf das Deutsche gewirkt hat, ist das Französische. Zwar macht das lateinische (und griechische) Erbe den mit Abstand größten Teil der nicht-indigenen Elemente des Deutschen aus; vieles davon ist jedoch, insbesondere im 17. und 18. Jh., über die Vermittlung des Französischen ins Deutsche gekommen, so dass die Anteile im einzelnen schwer bezifferbar sind. Ausweislich der Lehnwortstatistiken der Erstbelege des Deutschen Fremdwörterbuchs (Schulz und Basler 1977–1988) sinkt der lateinisch-griechische Anteil von über 90% bis 1480 auf knapp unter 30% um 1800, während im gleichen Zeitraum der Anteil des Französischen von nur 1,3% bis 1480 auf über 60% gegen Ende des 18. Jh.s steigt (Polenz 2000: 209–212 und Polenz

1994: 77–80) – wobei aber in bestimmten Bereichen des Bildungswortschatzes ein großer Teil der französischen Entlehnungen nach der Übernahme ins Deutsche in der Gestalt relatinisiert wurde (*Direktor, Organismus, repräsentativ*).

Unumstrittene kulturelle Dominanz in Europa hatte Frankreich schon im Hochmittelalter ausgeübt; entsprechend zahlreich sind die Entlehnungen aus dem Altfranzösischen ins Mittelhochdeutsche, vor allem im Bereich der ritterlich-höfischen Kultur (*Abenteurer, Turnier, tanzen*, auch die Lehnübersetzung *Großmutter*), aber auch z. B. das Verbal-suffix *-ier(en)* und das Nominalsuffix *-ei*; viele der Entlehnungen sind allerdings kurzlebig. Im Absolutismus verbreiteten sich dann mit der Orientierung am französischen Königtum französische Lebensart und Sprache sehr schnell und sehr konsequent auch im deutschen Sprachraum, so dass man für das 18. Jh. zumindest „für die oberen Schichten eine deutsch-französische Zweisprachigkeit“ (Volland 1986: 12), wenngleich wohl mit durchaus abgestufter Kompetenz, annehmen kann. Die betroffenen Sachbereiche sind wiederum vor allem Administration (*Minister, Attentat*), Militär (*Admiral, Deserteur*), Wirtschaft und Verkehr (*Bankier, Karosse, Allee*) und vor allem höfische Zivilisation und Lebensweise (*Konversation, Eleganz, Möbel, Krawatte*). Die Überlebensrate der Entlehnungen ist hier zwar deutlich höher als im Mittelalter, dennoch dürfte – bei um ein Vielfaches höherer Grundgesamtheit – „etwa die Hälfte der in der Alamode-Zeit üblichen Französismen seither aus dem Deutschen wieder verschwunden“ (Kramer 1992: 59) sein (Telling 1988; Thiele 1993).

In der Phonetik verdankt das Deutsche dem Französischen den stimmhaften postalveolaren Frikativ als Lehnphonem; auch in der Graphematik gibt es eine Reihe von Spezifika (Volland 1986). Die Ablösung des Französischen durch das Englische als (globale) Prestigesprache geht zwar teilweise auch zulasten etablierten Lehnguts (*Billett* zu *Ticket*), der Bestand der französischen Elemente im Deutschen ist jedoch nach wie vor extrem hoch.

Der andere große romanische Nachbar, das Italienische, hat im Vergleich dazu in weitaus geringerem Maße auf das Deutsche gewirkt. Im Mittelalter konzentrierte sich der italienische Einfluss weitgehend auf mündliche Kontaktkonstellationen in den alemannisch-italienischen bzw. bairisch-italienischen Grenzgebieten, d. h. auf die oberdeutschen Dialekte (Pfister 2004). In dem Maße, in dem Italien seit der Renaissance bis in die Barockzeit in Europa an kultureller Prägekraft gewann, wuchsen auch Präsenz und Einfluss des Italienischen in schriftsprachlichen, überregionalen Kontexten. Von großer Bedeutung war die italienische Hofkultur (*Bankett, Tapete*), teilweise wurden komplette Terminologien entlehnt, wie in der Musik (*Tenor, Partitur, Cello*; als Termini nicht integriert: *crescendo*) oder im Finanz- und Bankwesen (*Bilanz, Kredit, Skonto*; seltener als Lehnübersetzung: *Gläubiger*). In jüngster Zeit ist Italienisch nur noch in geringem Maßstab Gebersprache für das Deutsche, vorwiegend im Bereich Esskultur (*Zucchini, Latte macchiato*); eine Sondersituation liegt in Südtirol vor, wo v. a. in der Verwaltungssprache zahlreiche Italianismen etabliert sind (Eichinger 1996: 211–212).

2.2. Die übrigen Nachbarsprachen

Anders in Art und Umfang war der Einfluss der anderen europäischen Sprachen auf das Deutsche. Im Mittelalter waren die Niederlande ein bedeutsamer Vermittler der französischen höfischen Kultur (*Ritter, Glück*). Seither hat das Niederländische stark, aber auch

fast ausschließlich auf das Niederdeutsche gewirkt (de Smet 2004), über das letztlich nicht sehr viele Lexeme den Weg ins Standarddeutsche gefunden haben, die meisten aus den Bereichen Seefahrt (*Boje, Wrack*), Deichbau (*Deich, Schleuse*) und Handel (*Börse, Apfelsine, Matjes*).

Auch der Kontakt mit den skandinavischen Sprachen erfolgte über das Niederdeutsche, besonders intensiv war er zur Hansezeit; doch insgesamt sind auf diesem Wege nur relativ wenig Lexeme ins Standarddeutsche gelangt (*Flunder*). Ohne niederdeutsche Vermittlung kamen einige Wörter aus dem Bildungswortschatz ins Deutsche (*Walküre*); für die jüngere Zeit sind nur vereinzelte Wort-Sache-Übernahmen zu nennen (aus dem Norwegischen: *Ski*; aus dem Schwedischen: *Knäckebrot*), außerdem einige Vornamen (*Astrid, Björn*) (Naumann 2004).

Der Kontakt zu den slawischen Sprachen war zwar intensiv, aber asymmetrisch (Bellmann 2004). Aus der mittelalterlichen Eroberung und Christianisierung der slawischen Gebiete, die sehr schnell zu einem Sprachwechsel zum Deutschen führte, sind zwar zahlreiche slawische Orts- und Personennamen geblieben (*Berlin, Lensahn; Nietzsche, Jeschke*), aber oberhalb der Mundarten nur wenige andere Lexeme (*Grenze, Peitsche, Gurke*). Ein gewisser Zugewinn an Lehnwörtern und Lehnübersetzungen aus dem Russischen war in der DDR zu verzeichnen, der größte Teil davon war jedoch systemspezifisch und entsprechend kurzlebig (*Subbotnik*).

Die Beziehung zu den baltischen Sprachen war noch asymmetrischer. Während das Estnische und Lettische durch den Kontakt zum Deutschen geradezu „europäisiert“ (Hinderling und Hasselblatt 2004: 3278) wurden, spielen baltische Einheiten im Standarddeutschen praktisch keine Rolle.

Auch die ungarisch-deutsche Kontaktgeschichte ist zu großen Teilen eine Geschichte der Grenz- und Minderheitenkontakte. Während der ungarische Einfluss auf die ungarndeutschen Sprachformen erheblich ist (Knipf-Komlósi 2008), beschränkt er sich im Standarddeutschen auf wenige, meist über Österreich vermittelte Lexeme, v. a. im Bereich der Esskultur (*Gulasch, Palatschinken*).

2.3. Fernentlehnungen

Dem Spanischen verdankt das Deutsche nur wenige Wörter (*Zigarre, Embargo*). Bedeutsam war das Spanische als Vermittler arabischen Lehnguts (*Almanach, Alkohol*); schon im Zuge der Kreuzzüge waren über die romanischen Sprachen viele orientalische Wörter ins Deutsche gelangt (*Zucker, Sirup, Schach*).

Meist über Fernhandelsbeziehungen und vermittelt über andere Sprachen (wiederum v. a. Latein, Französisch, Englisch) hat das Deutsche auch einzelne Wörter aus den verschiedensten Bereichen aufgenommen (aus Amerika: *Tomate, Schokolade*, aus Indien: *Dschungel, Pyjama, Katamaran*, aus Afrika: *Banane*, aus Haiti: *Hängematte* mit volksetymologischer Umdeutung aus *hamáka*).

2.4. Minderheitensprachen

Die beiden kleinen autochthonen Minderheitensprachen in Deutschland, das Friesische und das Sorbische, waren und sind einem starken (und tendenziell existenzbedrohenden)

Druck durch das umgebende und überdachende Deutsche ausgesetzt, haben ihrerseits aber nur marginalen, auf Einzellexeme beschränkten Einfluss auf den überregionalen Standard ausgeübt (aus dem Sorbischen: *Nerz*, aus dem Friesischen: *Hallig*, *Warft*), im Falle des Friesischen oft über niederdeutsche Vermittlung (Århammar 2004: 3315).

Das nach Sprecherzahlen und Sprachgebiet ungleich größere Niederdeutsche hatte an der Herausbildung der neuhochdeutschen Einheitssprache keinen sehr großen Anteil; bei den aus dem Niederdeutschen stammenden Wörtern im hochdeutschen Standard handelt es sich oft um regionalspezifisches Vokabular (*Ebbe*, *Reet*, *schleppen*).

Das Jiddische war zwar lange Zeit eine bedeutende Kontaktsprache des Deutschen, war aber nicht mit einem hohen soziokulturellen Prestige ausgestattet; entsprechend asymmetrisch fallen auch hier die Lehnbeziehungen aus (Kiefer 2004). Die nicht sehr zahlreichen aus dem Jiddischen stammenden Lexeme im Standarddeutschen entstammen in der Regel substandardlichen Kontaktkonstellationen bzw. sind vielfach auch über das Rotwelsche vermittelt (*Schlamassel*, *Chuzpe*, *betucht*).

3. Anglizismen

Der Einfluss des Englischen aufs Deutsche war im gesamten Mittelalter bis in die frühe Neuzeit marginal, er beschränkt sich auf einige meist nautische Termini, die in der Regel über das Niederdeutsche vermittelt waren (*Boot*, *Lotse*). Das änderte sich in der Mitte des 17. Jh.s grundlegend, England wurde politisch stark impulsgebend, wovon auch der deutsche Wortschatz profitierte, zunächst sehr stark im politischen Bereich (*Debatte*, *Opposition*; oft als Lehnübersetzungen: *Unterhaus*, *Hochverrat*), dann in Technik und Naturwissenschaften (*Barometer*, *Impfung*) und Handel (*Import*, *Banknote*) (Viereck 2004). Großbritannien begann, Frankreich als soziokulturellen Prestigeträger abzulösen; der englische Einfluss weitete sich auf sämtliche Lebensbereiche aus (*Partner*, *Schal*). Im Sport (*Sport*, *Tennis*, als Lehnübersetzung: *Fußball*) wurden z. T. ganze Terminologien übernommen (oft auch als Lehnprägungen). Im 20. Jh. setzte sich diese Entwicklung nochmals verstärkt fort, nur kurzzeitig gedämpft durch den Ersten Weltkrieg, in dessen Folge dann die USA zum wichtigsten, auch sprachlichen Vorbild avancierten. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es mit der Orientierung am *American Way of Life* wiederum einen erheblichen Zuwachs an englisch-amerikanischem Lehngut (Carstensen und Busse 1993–1996), der, mit nur geringen Abstrichen, auch die DDR erreichte. Die sich gegenwärtig vollziehende Internationalisierung und Ökonomisierung vieler Lebensbereiche nach angelsächsischem Vorbild befördern diese Prozesse weiter, wobei allerdings viele englische Ausdrücke als Prestigesignale in einigen besonders kommunikationsorientierten Sachbereichen wie etwa Werbung, Unterhaltungselektronik, Informationstechnologie usw. eine überrepräsentativ hohe Sichtbarkeit erreichen.

Während die meisten älteren Lehnwörter phonetisch (*boxen*, *Mumps*) und meist auch orthographisch (*Streik*, *Keks*) integriert sind (und Lehnprägungen ohne spezifisches Wissen generell nicht also solche identifizierbar sind), beschränkt sich die orthographische Integration bei den meisten Entlehnungen jüngeren Datums auf die Substantivgroßschreibung. Die phonetische Integration ist bisweilen unproblematisch (*Meeting*, *Ticket*) bzw. erfordert nur relativ geringe Adaptionsleistungen (z. B. mit Auslautverhärtung: *Kid*, mit Änderung der Vokalqualität: *Roastbeef*); vielfach orientiert sich die Aussprache auch

am englischen Vorbild (*flirten, Homepage*) oder bildet vermeintlich englische Lautungen nach (*Curry, Pumps*). Die morphologische Integration ist in aller Regel unkritisch (den *s*-Plural in der Nominalflexion kennt das Deutsche schon länger).

Die verhältnismäßig zahlreichen lateinisch-griechisch-romanisch basierten Wörter vor allem des Kultur- und Bildungswortschatzes wiederum sind aufgrund ihrer Anschlussfähigkeit an das gemeinsame europäische Erbe prinzipiell unauffällig. Diese gemeinsame Basis macht das Deutsche auch sehr empfänglich für Lehnbedeutungen, bei denen vorhandene Lexeme zusätzliche oder andere Bedeutungskomponenten importieren (*realisieren, kontrollieren, Philosophie*); davon betroffen sind auch Wendungen (*einmal mehr, am Ende des Tages*), die Pragmasyntaktisches berühren können (etwa beim Gebrauch des Imperativs: *habt eine schöne Zeit, gewinne ein Wochenende für zwei Personen*).

Trotz der großen Präsenz des Englischen und des erheblichen Wortschatzzuwachses durch englisches Lehngut ist das sprachliche System des Deutschen kaum erkennbar berührt. Allerdings ist in jüngerer Zeit die ernste Gefahr eines fortschreitenden Domänenverlusts des Deutschen zugunsten des Englischen zu konstatieren, der in manchen Bereichen, in einigen Fachsprachen (wie etwa der Luftfahrt) und in manchen Wissenschaftsdisziplinen schon ganz oder teilweise vollzogen ist. Die gegenwärtige Situation weist also einige Parallelen zum Mittelalter und zum 17./18. Jh. auf, als mit Latein bzw. Französisch schon einmal andere Sprachen einzelne Domänen exklusiv oder dominant beanspruchten.

4. Eurolatein

Die herkunftssprachenorientierte Perspektive auf Entlehnungsvorgänge verdeckt etwas, dass das Deutsche mit seinen (vor allem west-)europäischen Nachbarsprachen ganze Wortschatzsegmente gemeinsam hat (und zwar jenseits der gemeinsamen Erbwortschatzbestände, deren etymologische Zusammengehörigkeiten sich nur mit spezifischen sprachhistorischen Kenntnissen erschließen). Es handelt sich dabei um zentrale, vorwiegend graeco-lateinisch basierte „hochkulturelle Wortschatzbereiche (Recht, Verwaltung, Politik, Wissenschaft, Technik, Kunst)“ (Polenz 2000: 222), die deswegen so weitreichende Überschneidungen aufweisen, weil sie die Resultate eines gemeineuropäisch ablaufenden Prozesses des neuzeitlichen Wortschatzausbaus, ausgehend vom geteilten neulateinischen Spracherbe, sind (für einen exemplarischen Textvergleich siehe Eichinger 2008); die Frage der Übernahme einzelner Lexeme aus einer in eine andere Sprache ist bisweilen nicht sinnvoll zu stellen.

Diese eurolateinischen (Kirkness 1996) Fremdwörter oder Lehnwörter oder Lehnwortbildungen sind auch für den naiven Sprecher bereits formal (oft schon graphematisch; Munske 1996: 84–92) zuverlässig als solche identifizierbar, während Aussagen über die konkreten Herkunfts- oder Vermittlungssprachen, wie bereits viele der oben angeführten Beispiele haben erkennen lassen, nur mit zusätzlichem sprachhistorischem Wissen möglich sind. Das liegt daran, dass das Deutsche (und äquivalent die anderen integrationsfreudigen europäischen Sprachen; Schmitt 2000) über einen eigenen Satz von Lehnaffixen (*-ation/-ition, -ität, -abell/-ibel, -ant, -ell, -esk*; frz.: *-age, -ment* usw.), Lehnpräfixen (*de-, ex-, in-, anti-, para-, post-, re-* usw.) sowie, für das Deutsche neu, Lehnkonfixen (*phil(o)-, soz(i)-, öko-, tele-, -log-, -graph-, -phon-l-fon-* usw.; Eins 2008) verfügt,

die die morphologische Handhabung dieser lateinbasierten Wortschatzausschnitte erlauben. Zweierlei wird damit erreicht: Zum einen wird damit eine regelhafte morphologische Integration von Fremdexemen unabhängig von der konkreten Gebersprache ermöglicht (lat. *-itas*, frz. *-ité* und engl. *-ity* ergeben immer dt. *-ität*) – während übrigens zugleich eine als Bildungssprachlichkeitssignal nutzbare Fremdheitsmarkierung erfolgt. Zum zweiten kann dieses morphologische Teilsystem zur eigenständigen, vorbildunabhängigen Bildung neuer Lexeme genutzt werden. Dieses Verfahren der Lehnwortbildung, das bereits im Humanismus Anwendung findet, gewinnt seit dem deutlich sprachpuristisch und stark normativ orientierten 17./18. Jh. und der Zeit des sich etablierenden Bildungsbürgertums erheblich an Relevanz, indem eine zentrale morphologische Restriktion die Kombination indigener und entlehnter Elemente untereinander verhindert („Hybridenfurcht“, Polenz 1994: 93). Solche Lehnwortbildungen werden in den Registern zum Deutschen Fremdwörterbuch (Schulz und Basler 1977–1988, Bd. 7) als „dt.“ ausgewiesen; seit dem 18. Jh. steigen die Anteile der deutschen Lehnwortbildungen gegenüber den Lehnwörtern stark an, im 19. und 20. Jh. dominieren sie deutlich (Statistiken hierzu bei Munske 1988: 62–64 sowie Polenz 1994: 94–99). Diese „zweifache Struktur aus ererbten, indigenen und entlehnten lateinisch-griechisch-romanischen Elementen und Regeln“ (Munske 1988: 69; Hervorhebung im Original) gibt dem Deutschen sein besonderes Gepräge als europäische Sprache.

5. Literatur in Auswahl

Albrecht, Vera und Albert Raasch

1987 *Wörter französischen Ursprungs in saarländischen Dialekten*. Saarbrücken: SDV.

Århammar, Nils

2004 Friesisch/Deutsch. In: Werner Besch et al. (Hg.), 3300–3317.

Bellmann, Günther

2004 Slawisch/Deutsch (Schwerpunkte). In: Werner Besch et al. (Hg.), 3229–3259.

Besch, Werner, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hg.)

2004 *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Bd. 4. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1–4). Berlin: de Gruyter.

Carstensen, Broder und Ulrich Busse

1993–1996 *Der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945*. 3 Bde. Berlin: de Gruyter.

Eichinger, Ludwig M.

1996 Südtirol. In: Robert Hinderling und Ludwig M. Eichinger (Hg.), *Handbuch der mitteleuropäischen Sprachminderheiten*, 199–262. Tübingen: Narr.

Eichinger, Ludwig M.

2008 Anglizismen im Deutschen meiden – warum das nicht so leicht ist. In: Sandro M. Moraldo (Hg.), *Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit. Zur Anglizismendiskussion in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Italien*, 69–93. Heidelberg: Winter.

Eichinger, Ludwig M., Albrecht Plewnia und Claudia Maria Riehl (Hg.)

2008 *Handbuch der deutschen Sprachminderheiten in Mittel- und Osteuropa*. Tübingen: Narr.

Eins, Wieland

2008 *Muster und Konstituenten der Lehnwortbildung. Das Konfix-Konzept und seine Grenzen*. Hildesheim: Olms.

- Henkel, Nikolaus
2004 Lateinisch/Deutsch. In: Werner Besch et al. (Hg.), 3171–3182.
- Hinderling, Robert und Cornelius Hasselblatt
2004 Baltisch/Deutsch. In: Werner Besch et al. (Hg.), 3269–3282.
- Kiefer, Ulrike
2004 Jiddisch/Deutsch. In: Werner Besch et al. (Hg.), 3260–3268.
- Kirkness, Alan
1996 Eurolatein. Überlegungen zu einem lexikalischen Phänomen und dessen Erforschung aus der Sicht eines Sprachgermanisten. *Sprachreport* 1(96): 11–14.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth
2008 Ungarn. In: Ludwig M. Eichinger, Albrecht Plewnia und Claudia Maria Riehl (Hg.), 265–327.
- Kramer, Johannes
1992 *Das Französische in Deutschland. Eine Einführung*. Stuttgart: Steiner.
- Kramer, Johannes und Otto Winkelmann (Hg.)
1990 *Das Galloromanische in Deutschland*. Wilhelmsfeld: Egert.
- Munske, Horst Haider
1988 Ist das Deutsche eine Mischsprache? Die Stellung der Fremdwörter im deutschen Sprachsystem. In: Horst Haider Munske, Peter von Polenz, Oskar Reichmann und Reiner Hildebrandt (Hg.), *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern*, 46–74. Berlin: de Gruyter.
- Munske, Horst Haider
1996 Eurolatein im Deutschen. Überlegungen und Beobachtungen. In: Horst Haider Munske und Alan Kirkness (Hg.), *Eurolatein. Das griechische und lateinische Erbe in den europäischen Sprachen*, 82–105. Tübingen: Niemeyer.
- Naumann, Hans-Peter
2004 Skandinavisch/Deutsch. In: Werner Besch et al. (Hg.), 3282–3290.
- Pfister, Max
2004 Italienisch und Rätoromanisch/Deutsch. In: Werner Besch et al. (Hg.), 3203–3218.
- Polenz, Peter von
1994, 1999, 2000 *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band I: Einführung, Grundbegriffe. 14. bis 16. Jahrhundert* (2. Aufl. 2000). *Band II: 17. und 18. Jahrhundert* (1994). *Band III: 19. und 20. Jahrhundert* (1999). Berlin: de Gruyter.
- Pörksen, Uwe
1986 *Deutsche Naturwissenschaftssprachen. Historische und kritische Studien*. Tübingen: Narr.
- Rettig, Wolfgang
2006 Romanismen in nichtromanischen Sprachen: Gallizismen. In: Gerhard Ernst, Martin-Dietrich Gleßgen, Christian Schmitt und Wolfgang Schweickard (Hg.), *Romanische Sprachgeschichte. Ein internationales Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen. 1806–1821. Bd. 2. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 23.1–3)*. Berlin: de Gruyter.
- Schmitt, Christian
2000 Latein und westeuropäische Sprachen. In: Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 1061–1084. Bd. 2. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1–4). 2. Aufl. Berlin: de Gruyter.
- Schulz, Hans und Otto Basler
1977–1988 *Deutsches Fremdwörterbuch*. Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, weitergeführt im Institut für deutsche Sprache. Bd. 3–7. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schulz, Hans und Otto Basler
1995 ff. *Deutsches Fremdwörterbuch*. Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler. 2. Aufl., völlig neu bearbeitet im Institut für deutsche Sprache. Berlin/New York: de Gruyter.

- de Smet, Gilbert A. R.
2004 Niederländisch/Deutsch. In: Werner Besch et al. (Hg.), 3290–3299.
- Telling, Rudolf
1988 *Französisch im deutschen Wortschatz. Lehn- und Fremdwörter aus acht Jahrhunderten*. 2. Aufl. Berlin: Volk und Wissen.
- Thiele, Johannes
1993 Die Schichtung französischen Wortgutes im Deutschen. Ein Streifzug durch die Geschichte der deutschen Sprache. In: Wolfgang Dahmen, Günther Holtus und Johannes Kramer (Hg.), *Das Französische in den deutschsprachigen Ländern. Romanistisches Kolloquium VII*, 3–17. Tübingen: Narr.
- Thomason, Sarah Grey und Terrence Kaufman
1988 *Language Contact, Creolization, and Genetic Linguistics*. Berkeley/Los Angeles/Oxford: University of California Press.
- Viereck, Wolfgang
2004 Britisches Englisch und amerikanisches Englisch/Deutsch. In: Werner Besch et al. (Hg.), 3317–3330.
- Volland, Brigitte
1986 *Französische Entlehnungen im Deutschen. Transferenz und Integration auf phonologischer, graphematischer, morphologischer und lexikalisch-semantischer Ebene*. Tübingen: Niemeyer.

Albrecht Plewnia, Mannheim (Deutschland)

44. Sprachkontakt: Ethnische Varietäten

1. Einleitung
2. Forschungsüberblick
3. Bezeichnungen und Definitionen
4. Eigenschaften
5. Entstehung von Ethnolekten und ihre Funktionen
6. Mediale Stilisierungen von Ethnolekten
7. Ausblick
8. Literatur in Auswahl

1. Einleitung

In den letzten zwanzig bis dreißig Jahren entwickelten sich in vielen europäischen Städten, in denen sich im Zuge der Arbeitsmigration komplexe multilinguale Lebenswelten herausgebildet hatten, unter Jugendlichen der 2. und 3. Zuwanderergeneration neue Sprach- und Kommunikationsformen: einerseits Praktiken des *Code-switching* und *Code-mixing* und andererseits ethnolektale Ausprägungen von Standardsprachen. Während Praktiken des *Code-switching* und *Code-mixing* vor allem in Gesprächen zwischen bilingualen Sprechern, die über dieselben Sprachen verfügen, beobachtbar sind, sind

multiethnolektale Formen charakteristisch für Lebenswelten, in denen Sprecher unterschiedlicher Herkunftssprachen regelmäßig zusammenleben und -arbeiten (z. B. in multiethnischen Schulklassen, Jugendzentren und Jugendgruppen) und dabei die regionale Umgangssprache des Landes, in dem sie leben, als *lingua franca* benutzen. Die neuen Formen haben große Überschneidungsbereiche mit den regionalen Varietäten und zeigen gleichzeitig auf allen sprachlichen Ebenen erhebliche Unterschiede. Interessant ist, dass es strukturelle Ähnlichkeiten zwischen den in Deutschland, Holland, Dänemark, England und Schweden entstandenen (Multi-)Ethnolekten zu geben scheint, obwohl unterschiedliche Ausgangs- und Zielsprachen beteiligt sind.

2. Forschungsüberblick

In der noch jungen Forschung zu Struktur und Funktion von Ethnolekten oder Multiethnolekten besteht weitgehende Übereinstimmung in Bezug auf folgende Aspekte: Sie sind charakteristisch für Jugendliche und junge Erwachsene in multiethnischen städtischen Lebenswelten einschließlich einheimischer Jugendlicher; sie zeigen Phänomene, die nicht aus den jeweiligen Herkunftssprachen erklärt werden können und sind sehr variabel; sie sind keine Lernervarietäten, sondern werden von den jugendlichen Sprechern – neben anderen Varietäten – als eigenständige Sprechweisen verwendet, die für sie mit bestimmten multiethnischen Milieus und Jugendgruppen assoziiert sind. Charakteristisch für die gegenwärtige Forschung in Europa ist die Diskussion, ob es sich bei (Multi-)Ethnolekten um neu entstehende, diskrete Varietäten von Standardsprachen handelt, oder um (soziale) Stile, die Sprecher zur Bewältigung interaktiver und sozialer Aufgaben einsetzen. Der jeweils gewählte Ansatz hat Implikationen für den Zugang zum Forschungsgegenstand.

2.1. Varietätenlinguistische Studien

Die meisten Studien sind aus einer dialektologischen Perspektive entstanden und versuchen eine formale Beschreibung der neuen (Jugend-)Sprachformen im Vergleich zu den jeweiligen Standardsprachen. In Schweden hat als erste Kotsinas (1988, 1998) die neue Varietät beschrieben, die in Rinkeby, einem multiethnischen Stadtteil Stockholms, entstanden ist. Ein seit 2002 laufendes Forschungsprojekt zum Sprachgebrauch von Jugendlichen in multilingualen Kontexten konnte Kotsinas Beobachtungen bestätigen, dass ethnische Varietäten nicht Ausdruck eines mangelnden Schwedischerwerbs sind, sondern als eigenständige (Jugend-)Varietäten betrachtet werden können (z. B. Bodén 2004). Ein seit 2005 in Amsterdam und Nijmegen durchgeführtes quantitativ-soziolinguistisches Projekt (Hinskens und Muysken 2007; Hinskens i. Vorb.) zur Entstehung von Ethnolekten geht folgenden Fragen nach: Inwieweit wurzeln Ethnolekte in den Herkunftsvarietäten der Sprecher, inwieweit haben sie typische Eigenschaften von Lernersprachen und inwieweit sind sie von den lokalen/regionalen Varietäten der Aufnahmegesellschaften geprägt? In England beschäftigt sich eine seit 2000 bestehende Projektgruppe (Kerswill i. Vorb.) ebenfalls mit der Frage, wie sich ethnisch definierbare phonologische/phonetische Merkmale in großstädtischen Lebensräumen (London und Birmingham) über ethnische Grenzen

hinaus ausbreiten. Die Forschung zu Ethnolekten beginnt in Deutschland mit der Studie von Füglein (2000) zum Deutsch türkischstämmiger Jugendlicher. Darauf folgende Arbeiten (z. B. Auer 2003; Dirim und Auer 2004; Wiese 2006) beschäftigen sich u. a. auch mit der Frage, ob es sich bei den in mehreren Großstädten Deutschlands festgestellten ethnolektalen Formen um eine potentiell neue „Varietät des Deutschen“ handelt (z. B. Dirim und Auer 2004: 207). Eine erste Antwort liefert die von Freywald et al. (i. Vorb.) durchgeführte Studie zu Wahrnehmung und Bewertung von „Kietzdeutsch“ in Berlin, die zeigt, dass „Kietzdeutsch“ von den befragten Informanten eindeutig Sprechern aus multiethnischen Stadtgebieten zugeordnet wird.

2.2. Soziostilistisch und interaktional ausgerichtete Studien

Untersuchungen aus Dänemark (Madsen i. Vorb.; Quist i. Vorb.) und Deutschland (Keim 2004a, 2004b, 2007a, 2007b; Keim und Knöbl 2007; Kern i. Vorb.; Selting i. Vorb.) verfolgen einen ethnografischen und/oder interaktional (sozio-)linguistischen Ansatz und fokussieren die funktionale Verwendung ethnolektaler Merkmale zur Diskursstrukturierung und zur Herstellung sozialer Beziehungen und Identitäten in multiethnischen Jugendgruppen.

Keim (2004b, 2007b) und Keim und Knöbl (2007) zeigen (ähnlich wie Quist 2008 und Madsen i. Vorb.), dass ethnolektale Formen nur einen Teil des Sprachrepertoires der Sprecher ausmachen und dass die jugendlichen Sprecher zur Erfüllung diskursiver Aufgaben und zur sozialen Positionierung virtuos zwischen Elementen aus verschiedenen Varietäten (Türkisch, Standarddeutsch, Regionaldialekt, Ethnolekt) wechseln. Einen interaktional-linguistischen Ansatz verfolgen Selting (i. Vorb.) und Kern (i. Vorb.) bei der Untersuchung prosodischer, phonetischer und syntaktischer Muster im Deutsch türkischer Jugendlicher in Berlin. Für Kern ist der Rhythmus im „Türkendeutschen“ ein besonders auffallendes Phänomen, das auch phonetische und syntaktische Strukturen (mit-)bestimmt. Dabei spielen phonologisch-prosodische Einflüsse aus dem Türkischen eine Rolle, die mit Elementen aus dem Deutschen zu neuen rhythmisch-syntaktischen Einheiten kombiniert und in Gesprächen zur Fokussierung und Kontrastierung eingesetzt werden. Beide Autorinnen heben hervor, dass Strukturen, die im Deutschen vorhanden sind, im „Türkendeutsch“ eine strukturelle und funktionale Veränderung erfahren und dass „Türkendeutsch“ als stilistische Ressource zur Erledigung diskursiver Aufgaben dient.

3. Bezeichnungen und Definitionen

3.1. Bezeichnungen aus der Sprecherperspektive

In der Forschung wird immer wieder hervorgehoben, dass den Sprechern bewusst ist, dass ihre *Sprache* von den Regionalvarietäten in den einzelnen Ländern abweicht, und dass sie Bezeichnungen dafür haben. In Stockholm heißen die neuen Varietäten *Rinkebysvenska* ‚Rinkeby-Schwedisch‘ oder *invandrierska* ‚Immigrantisch‘, in Malmö und Göteborg *kebebspråk* ‚Kebab-Sprache‘ oder *spaggesvenska* ‚Spaghetti-Sprache‘ (Kotsinas

1998). Eigene Bezeichnungen gibt es auch in Dänemark, Norwegen und den Niederlanden (vgl. Quist 2008: 145). In Berlin bezeichnen Informanten ethnolektale Formen als „Kiezsprache“ (Wiese 2006) und in Mannheim sprechen deutsche Jugendliche, die in multiethnischen Stadtgebieten leben, von „unser(em) Ghettoslang“. Sprecherbezeichnungen und die oft abwertenden Bezeichnungen aus der Außenperspektive zeigen, dass es in diesen städtischen Kontexten ein weit verbreitetes gesellschaftliches Wissen über die neuen Sprachformen gibt und dass sie mit bestimmten Sprechergruppen assoziiert werden.

3.2. Linguistische Definitionen

Die Definitionen unterscheiden sich je nach Untersuchungsgegenstand und Untersuchungsperspektive. Autoren, deren Untersuchung sich auf nur eine ethnische Gruppe bezieht, wählen ethnisch indizierende Bezeichnungen. Androutsopoulos (2001) spricht vom „Ethnolekt des Deutschen“, der sich unter männlichen türkischstämmigen Jugendlichen in den „Ghettos“ deutscher Großstädte entwickelt hat; Auer (2003) bezeichnet das Deutsch türkischstämmiger Jugendlicher als „Türkenslang“. Kern (i. Vorb.) und Selting (i. Vorb.) sprechen von „Türkendeutsch“ und Keim und Knöbl (2007), die ebenfalls türkischstämmige Jugendliche untersuchen, sprechen von „Ethnolekt“. Andere Autoren, die hervorheben, dass die neu entstehenden Formen nicht an bestimmte ethnische Gruppen gebunden sind und auch von einheimischen Jugendlichen verwendet werden, sprechen von „multiethnolekt“ oder „multicultural varieties“. Als erster verwendet Clyne den Terminus „multiethnolekt“ (2000: 87), „because several minority groups use it collectively to express their minority status and/or as a reaction to that status to upgrade it“. Quist (2005) übernimmt den Terminus, und Kerswill (i. Vorb.) spricht von „multicultural varieties“.

Ausgehend von Androutsopoulos (2001) entwirft Auer (2003) eine Typologie ethnolektaler Formen: Die in deutschen Großstadt-Ghettos vor allem unter männlichen türkischstämmigen Jugendlichen entstehenden neuen Sprachformen bezeichnet er als „primären Ethnolekt“. Der „primäre Ethnolekt“ ist der Bezugspunkt für den „sekundären Ethnolekt“, eine mediale Verarbeitung und Stilisierung des primären Ethnolekts, die in Filmen, Comedys und Zeitungsartikeln einem bestimmten Typ von männlichen Migrantenjugendlichen zugeschrieben wird. Wenn der „sekundäre“ Ethnolekt von deutschen Jugendlichen zitiert, karikiert und weiter entwickelt wird, spricht Auer von „tertiärem Ethnolekt“. Wenn jedoch Jugendliche unterschiedlicher Herkunft, die in multiethnischen Stadtgebieten leben, Formen des primären Ethnolekts als ihre normale Ausdrucksweise übernehmen, versteht Auer das nicht als Transgression einer ethnischen Grenze, sondern als De-Ethnisierung des Ethnolekts. Für diese Jugendlichen sind ethnolektale Formen zur „eigenen Stimme“ geworden.

4. Eigenschaften

Die Beobachtung von Kotsinas (1988, 1998), dass es einerseits weite Überschneidungsbereiche zwischen dem Multiethnolekt (Rinkeby-Schwedisch) und der (Stockholmer) Regionalvarietät gibt, andererseits aber auch auf allen sprachlichen Ebenen deutliche Unter-

schiede, wurde in allen Nachfolgeuntersuchungen bestätigt. Interessant ist, dass es in den bisher in mittel- und nordeuropäischen Ländern beschriebenen (Multi-)Ethnolekten weite Übereinstimmungen in Bezug auf die Art und Qualität der Merkmale gibt:

4.1. Prosodie

Als besonders auffällig werden prosodische Eigenschaften hervorgehoben, die zunächst eher impressionistisch als „choppy“ oder „uneven“ (Kotsinas 1998) charakterisiert werden, ein Eindruck, der durch den geringen Anteil an Reduktionen und Assimilationen, der Einebnung des Unterschieds zwischen kurzen und langen Vokalen und der unüblichen Intonationsmuster hervorgerufen wird. Dirim und Auer (2004) sprechen von silbenzählendem Rhythmus und der Nicht-Reduktion von Nebensilben; Quist (2005) beschreibt ein „staccato“-artiges Sprechen und eine unübliche Akzentstruktur, und Keim und Knöbl (2007) beobachten einen silbenzählenden kurz getakteten Rhythmus und Akzentzuweisungen, die nicht zur Informationsstruktur deutscher Äußerungen passen. Die besonderen prosodisch-phonetischen Merkmale werden von Selting (i. Vorb.) und Kern (i. Vorb.) folgendermaßen beschrieben: Anstatt die Satzakkente nach Aspekten der Informationsstruktur zu platzieren, werden sie so gesetzt, dass rhythmische Schläge und Einheiten von fast gleicher zeitlicher Länge entstehen. Die rhythmische Struktur beeinflusst die phonetischen Strukturen, es werden Anpassungen vorgenommen, um akzentisochrone und isometrische Einheiten zu produzieren; und sie beeinflusst die syntaktischen Strukturen, die z. B. durch Linksversetzung, Ausklammerung, asyndetischen Anschluss und Verkürzung (z. B. durch Tilgung von Präposition und Artikel) der rhythmischen angepasst werden. Auch der Wortakzent kann verschoben werden, um Akzentisochronie herzustellen, wie z. B. in *sie bekommt ENDergebnis, TECHnologie ne VI:ER* (Kern i. Vorb.).

4.2. Phonologie/Phonetik

In der Forschung werden vor allem folgende Merkmale genannt:

- die Koronalisierung von [ç] zu [ç̣], z. B. /ich/→/isch/ (Dirim und Auer 2004; Keim und Knöbl 2007; Selting i. Vorb.; Wiese 2006);
- die Reduktion von [ts] zu [s] oder [z] am Wortanfang (Androutopoulos 2001; Dirim und Auer 2004; Keim und Knöbl 2007; Wiese 2006);
- die Nicht-Vokalisierung von auslautendem /r/ und die apikale Realisierung in Anlautclustern (Dirim und Auer 2004);
- die Verstimmhaftung und Längung des stimmlosen Frikativs [s]→[z] oder [z:] (Hinskens i. Vorb.; Keim und Knöbl 2007), die Längung der Frikative /sch/ und /f/, z. B. in *isch: weiß* (Keim 2007a) und die sehr deutliche Verstimmhaftung von /b/ und /d/;
- die Reduktion der Differenz zwischen kurzen und langen Vokalen (Dirim und Auer 2004; Keim und Knöbl 2007).

4.3. Lexik

Am meisten werden solche Lexeme aus Migrantensprachen (z. B. Arabisch, Kurdisch, Türkisch u. a.) entlehnt, die als Diskurspartikel, Adressierungen oder Interjektionen verwendet werden können, z. B. *kız* ‚Mädchen‘, *lan* ‚Mann‘, *moruk* ‚Alter‘, Einleitungsformeln wie *hadi* ‚los, auf geht’s‘ und *çüş* ‚stopp, hör auf du Idiot‘, *yallah* ‚geh‘, *wallah* ‚wirklich‘ und *fawaka* ‚wie geht’s‘ (vgl. Freywald et al. i. Vorb.). Solche Ausdrücke werden auch von Sprechern verwendet, die diese Sprachen nicht sprechen. Weiterhin gibt es auch Bedeutungsveränderungen bzw. -erweiterungen und die Inkorporation von Slangwörtern und Beschimpfungsformeln aus den Herkunftssprachen.

4.4. Morphologische und syntaktische Merkmale

Nach Kotsinas (1998) kommen Abweichungen vor allem in komplexen morphosyntaktischen Bereichen vor und werden durch Simplifizierungen und Reduktionen hervorgerufen. In den bisherigen Studien in Kopenhagen (Madsen i. Vorb.; Quist 2005), in Utrecht und Amsterdam (Hinskens i. Vorb.), in Hamburg (Dirim und Auer 2004), in Berlin (Selting i. Vorb.; Wiese 2006) und Mannheim (Keim 2007a, 2007b) werden ähnliche Merkmale festgestellt: Bevorzugung nur eines bzw. eines falschen Genus, fehlende Kongruenz in komplexen Nominalphrasen, fehlende Inversion, Nomen ohne Artikel und Präposition bzw. mit anderer Präposition, in einigen Fällen Veränderung des Valenzrahmens, Ausfall anaphorischer und suppletiver Elemente und die sehr häufige Verwendung von Diskursmarkern (*weiß=du*, *verstehs=du*, *hey alder*, *hey lan*). Das lässt die Vermutung zu, dass es sich um generelle sprachliche Prozesse handelt, die in multiethnischen Kontexten zu ähnlichen Ergebnissen führen. Eine neue Perspektive auf solche Merkmale eröffnen Wiese (2006) und Freywald et al. (i. Vorb.), die sie als den Beginn sprachlicher Innovationen sehen: Sie zeigen (ähnlich wie Kern und Selting für den phonetisch-prosodischen Bereich), dass Strukturen, die es mit eingeschränkter Funktion auch im Standarddeutschen gibt, im „Kiezdeutsch“ ausgeweitet und generalisiert werden; und sie stellen fest, dass grammatische Reduktionen nicht unverbundene Phänomene sind, sondern dass aus einem komplexen Zusammenspiel von morphosyntaktischer Reduktion, grammatisch-lexikalischer und prosodischer Neuerung neue systematische Muster zur Informationsstrukturierung entstehen.

5. Entstehung von Ethnolekten und ihre Funktionen

Ethnolektale Merkmale erwecken aus der Außenperspektive den Eindruck, der Sprecher spreche die jeweilige Landessprache inkorrekt. Als Erklärung für das Entstehen ethnolektaler Varietäten erscheint eine Kombination aus linguistischen, soziokulturellen und psychologischen Faktoren sinnvoll. Das Interferenz-Argument als einzige Erklärung scheidet aus; es gibt zwar einige Merkmale, die durch Interferenz erklärt werden können (z. B. die Valenz von *heiraten mit* bei türkischstämmigen Sprechern in Mannheim und Hamburg aus türkisch *evlenmek* + Komitativ), doch – und das zeigen viele Studien (ausführlich Hinskens i. Vorb.) – verwenden die Sprecher auch Merkmale, die nicht aus

ihren Herkunftssprachen erklärt werden können (z. B. der Ausfall von Präpositionen bei türkischstämmigen Sprechern, obwohl die türkische Entsprechung als Postposition oder Suffix realisiert wird). Auch die Erklärung ethnolektaler Merkmale als lernersprachliche Phänomene greift wesentlich zu kurz. Eine Reihe von Merkmalen kommt zwar auch in den pidginisierten und fossilisierten Lernervarietäten der Elterngeneration vor (z. B. Ausfall von Artikel und Präposition), und die im Ethnolekt sichtbaren Vereinfachungsstrategien sind z. T. kompatibel mit den in Spracherwerbsprozessen beschriebenen Strategien. Doch gegen eine lernersprachliche Erklärung spricht die hohe Variabilität insgesamt und vor allem bei denselben Sprechern: Das zeigt, dass die grammatischen Regeln der Standardvarietäten weitgehend bekannt sind. Außerdem gibt es Situationen und Gesprächskontexte, in denen Sprecher sehr klar zwischen ethnolektalen Formen und den jeweiligen Standardformen unterscheiden, das zeigen die in Abschnitt 2 angeführten Studien. Sprecher wechseln z. B. bei Adressaten- oder Aktivitätswechsel von Ethnolekt zu Standard bzw. umgekehrt und sie verwenden Ethnolekt, wenn sie *tough* und *cool* erscheinen wollen (Keim und Knöbl 2007; Madsen i. Vorb.; Quist 2008). Aus Sicht vieler Autoren fungiert der situations- und kontextspezifische Einsatz ethnolektaler Formen als stilistisches Mittel (zusammen mit anderen Stilmitteln) zum Ausdruck für neue städtische, multikulturelle Jugendsubkulturen, unabhängig von ethnischen Grenzen, und er dient der Selbstpositionierung der Sprecher in Relation zu anderen Jugend- oder Erwachsenengruppen. Die neuen Jugendstile werden nicht nur von männlichen Jugendlichen getragen, wie das die Studien von Kotsinas (1998), Füglein (2000), Androutsopoulos (2001) und Auer (2003) nahe legen, sondern auch von weiblichen: In der Arbeit von Quist (2008) sind weibliche Jugendliche aktiv an der Stilbildung beteiligt, und die Arbeiten von Keim (2007a und 2008) zeigen, wie junge Migrantinnen aus den verfügbaren sprachlich-kommunikativen Ressourcen diejenigen Merkmale auswählen und neu kombinieren, die ihrem neuen Selbstbild jenseits ethnischer Grenzen entsprechen.

6. Mediale Stilisierungen von Ethnolekten

Mit den Publikationen von Androutsopoulos (z. B. 2001) liegen die ersten Untersuchungen zur medialen Verarbeitung von Ethnolekten vor. Sie beschreiben den Verarbeitungs- und Verbreitungsweg von der „Straße“ zu den Medien, wobei ethnolektale Merkmale, die Migrant*innen auf der Straße verwenden, in den Medienprodukten aufgenommen, gebündelt und zur Stilisierung bestimmter sozialer Typen erweitert werden. Bezeichnungen von Schriftstellern, Journalisten und Produzenten für medial konstruierte Sprechweisen sind z. B. *Türkenpidgin*, *Migrantenslang*, *Türkenslang* und *Kanaksprach* (Androutsopoulos 2007). In den frühen Produktionen werden besonders solche sprachlichen Merkmale aufgenommen, die das Sprechen der Figuren „komisch“ und „fremd“ erscheinen lassen, auch wenn sie im primären Ethnolekt nicht vorkommen: z. B. bei „Dragan und Alder“ die durchgängige Ersetzung der Artikel *das/der* durch *den* oder *dem* (vgl. *den is so u:lbra geil* oder *den is von lasdern gefallen* in einem Sketch von „Mundstuhl“, zit. aus Keim 2004b), die sehr häufige Verwendung von *korrekt*, *krass*, *konkret* zur Intensivierung und Neuschöpfungen wie *brontal* (aus „Erkan und Stefan“). Die sprachlichen Eigenschaften variieren zwischen den Produzenten und den Genres erheblich, doch innerhalb einer Figur werden sie konsequent angewandt. Die in Film, Comedy und Caba-

ret dargestellten Jugendlichen werden als „fremd“, „sozial-abweichend“, „ungebildet“, „angeberisch-machohaft“ oder „albern“ stilisiert und karikiert (Keim 2004b). Viele Figuren werden von Nicht-Migranten in Szene gesetzt: In dem Film *Knocking on heaven's door* (1997) spielt der deutsche Moritz Bleibtreu den arabischen „Gangsta Abdul“; es folgten die (Blödel-)Filme von „Erkan und Stefan“ (Erkan stammt aus einer binationalen Familie, Stefan ist Deutscher) und die Comedys des Duos „Mundstuhl“, zwei Deutschen aus Frankfurt, die migrantische „Asos“ und „Prols“ karikieren. Seit einiger Zeit gibt es auch Comedians mit Migrationshintergrund (z. B. Kaya Yanar in der Fernsehsendung *Was guckst du* oder den in Mannheim sehr bekannten Comedian Bülent Ceylan). Die Kenntnis medialer Stilisierungen ist unter jungen Deutschen und unter Migrantenjugendlichen weit verbreitet, doch ihr Gebrauch ist noch kaum erforscht. Aus der Perspektive von Auer (2003) ist sicher, dass deutsche Jugendliche bei der Verwendung medialer Stilisierungen keinen „act of identity“ vollziehen, sich also nicht mit türkischstämmigen Jugendlichen identifizieren, sondern mediale Formen zur Abgrenzung oder Karikatur von typischen Primärsprechern verwenden. Wie Migrantenjugendliche mit negativen Stilisierungen in medialen Konstrukten umgehen, haben zwei Fallstudien gezeigt: Keim (2004b) beschreibt, wie 14-jährige Hauptschüler unterschiedlicher ethnischer Herkunft in der *In-group*-Kommunikation mit den medialen Figuren „Dragan“ und „Alder“ spielen und sie dem Lehrer gegenüber in subversiver Funktion einsetzen. Keim und Knöbl (2007) beschreiben den sukzessiven Abgrenzungsprozess, den türkischstämmige Jugendliche gegenüber einem Fernsehjournalisten vornehmen, der sie mit dem medialen Konstrukt *Kanaksprak* konfrontiert. In diesem Prozess distanzieren sich die Jugendlichen deutlich von medialen Produkten, sprechen den Herstellern die Kompetenz ab, die für sie Identität stiftenden deutsch-türkischen Mischungen in Szene zu setzen und demonstrieren gegenüber dem Journalisten ihr weites sprachliches Repertoire, das neben deutsch-türkischen Mischungen vor allem Standarddeutsch und den Mannheimer Regionaldialekt einschließt.

7. Ausblick

Wie die bisherige Forschung zu multiethnolektalen Varietäten und Stilen gezeigt hat, ist die Entwicklung von Ethnolekten bzw. Multiethnolekten in vollem Gange. Innerhalb von multiethnischen Lebenswelten gibt es eine schwer zu entwirrende Variation innerhalb und zwischen Varietäten, bei gleichzeitig deutlich erkennbaren sprachlichen Gemeinsamkeiten zwischen Gruppen in verschiedenen europäischen Ländern. Interessant erscheint es, vor allem folgende Forschungsfragen weiter zu verfolgen:

- die Erfassung des sprachlich-kommunikativen Repertoires der Sprecher und die Beschreibung der diskursiven und sozialen Funktionen, die (multi-)ethnolekale Formen ausfüllen können;
- die Klärung der Herkunft der sprachlichen Merkmale und der Verbreitungswege über ethnische Grenzen hinweg;
- die Bewertung (Prestige oder Stigma?) ethnolektaler Merkmale gesamtgesellschaftlich und innerhalb verschiedener einheimischer und migrantischer Sozialwelten; welche Merkmale sind besonders salient, welche werden zur Stilisierung negativer sozialer Typen verwendet und welche zum Ausdruck sozialer Zugehörigkeit;

- die Klärung der Frage, unter welchen Bedingungen Ethnolekte sich zu Soziolekten entwickeln;
- die Rolle der Medien bei der Konstruktion Ethnolekt sprechender sozialer Typen und bei der Verbreitung negativer ethnischer Stereotype.

Die Klärung der ersten Frage dürfte vor allem für den Bildungsbereich interessant sein und Aufschluss darüber geben, was Migrant*innen Jugendliche können und was sie in welchen Situationen zu welchen Zwecken einsetzen. Die Klärung der übrigen Fragen ermöglicht weitere Einblicke in Sprachwandelprozesse und in gesellschaftliche Verhältnisse, die zur Konstruktion, Ideologisierung und Bewertung bestimmter sprachlich-kommunikativer Praktiken und zur Verfestigung negativer ethnischer Stereotype führen.

Zu Aspekten des Sprachwandels gibt es in der Forschungsliteratur bereits erste Beobachtungen: Kotsinas (1998) prognostiziert, dass sich ethnolektale Varietäten zu regulären sozial-geographischen Dialekten entwickeln könnten, wenn sich die sozioökonomische Segregation von multiethnischen Lebenswelten über längere Zeiträume stabilisiert und Diskriminierung bzw. Marginalisierung von Migrant*innen zunehmen. Außerdem könnten die simplifizierten und analytischen Formen der Ethnolekte in den Bereichen der Regionalvarietäten, die bereits eine hohe Variabilität haben, Veränderungen bewirken. Auer (2003) sieht bei deutschen Jugendlichen, die mit Migrant*innen Jugendlichen eng zusammenleben und ethnolektale Formen auch als „ihre Stimme“ verstehen, das Potential für die Ausbreitung der neuen Formen, ein Prozess, in dem die Grenzen zwischen „fremdem Ethnolekt“ und eigenem Stil verschwinden; d. h. wenn ethnolektale Formen zur normalen Umgangssprache von Jugendlichen unterschiedlicher ethnischer (inklusive der deutschen) Herkunft gehören, wird das Potential für Sprachwandel offensichtlich.

8. Literatur in Auswahl

Androutsopoulos, Jannis

- 2001 „Ultra korregd Alder!“ Zur medialen Stilisierung und Popularisierung von Türkendeutsch. *Deutsche Sprache* 29: 321–339.

Androutsopoulos, Jannis

- 2007 Ethnolekte in der Mediengesellschaft. Stilisierung und Sprachideologie in Performance, Fiktion und Metasprachdiskurs. In: Christian Fandrych und Reinier Salverda (Hg.), 113–155.

Auer, Peter

- 2003 „Türkenslang“- ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: Annelies Häcki-Buhofer (Hg.), *Spracherwerb und Lebensalter*, 255–264, Tübingen/Basel: Francke.

Böden, P.

- 2004 A new variety of Swedish? In: Steve Cassidy, Felicity Cox, Robert Mannell und Sallyanne Palethorpe (Hg.), *Proceedings of the Tenth Australian International Conference on Speech Science and Technology*, 475–480. Macquarie University Sydney.

Clyne, Michael

- 2000 Lingua Franca and Ethnolects in Europe and Beyond. *Sociolinguistica* 14: 83–89.

Dirim, İnci und Peter Auer

- 2004 *Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehungen zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland*. Berlin: de Gruyter.

- Fandrych, Christian und Reinier Salverda (Hg.)
 2007 *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen / Standard, Variation and Language Change in Germanic Languages*. Tübingen: Narr.
- Freywald, Ulrike, Katharina Mayr, Tiner Özcelik und Heike Wiese
 (i.Vorb.) Kietzdeutsch as a multiethnolect. In: Friederike Kern und Margret Selting (Hg.) (2010).
- Füglein, Rosemarie
 2000 Kanak Sprach. *Eine ethnolinguistische Untersuchung eines Sprachphänomens im Deutschen*. Unveröffentl. Diplomarbeit, Germanistik: Sprachwissenschaft DaF, Universität Bamberg.
- Hinskens, Frans
 (i.Vorb.) Emerging Moroccan and Turkish varieties of Dutch: ethnolects or ethnic styles. In: Friederike Kern und Margret Selting (Hg.) (i.Vorb.).
- Hinskens, Frans und Pieter Muysken
 2007 The talk of the town: languages in Amsterdam, 1507–2007. In: Rita Franceschini (Hg.), 7–23.
- Keim, Inken
 2004a Kommunikative Praktiken in türkischstämmigen Kinder- und Jugendgruppen in Mannheim. *Deutsche Sprache* 32 (3/4): 198–226.
- Keim, Inken
 2004b Die Verwendung medialer Stilisierungen von Kanaksprach durch Migrantenjugendliche. *Kodikas/Code. Ars Semiotika* 26 (1/2): 95–111.
- Keim, Inken
 2007a Die „türkischen Powergirls“ – Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnen-gruppe in Mannheim. Tübingen: Narr. [2. ergänzte Aufl. 2008]
- Keim, Inken
 2007b Formen und Funktionen von Ethnolecten in multilingualen Lebenswelten – am Beispiel von Mannheim. In: Rita Franceschini (Hg.), *Im Dickicht der Städte I: Sprache und Semiotik. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 37(148): 89–112.
- Keim, Inken und Ralf Knöbl
 2007 Sprachliche Varianz und sprachliche Virtuosität türkischstämmiger *Ghetto*-Jugendlicher in Mannheim. In: Christian Fandrych und Reinier Salverda (Hg.), 157–199.
- Kern, Friederike und Margret Selting (Hg.)
 (i.Vorb.) *Pan- and/or Multiethnic Styles of Speaking in European Metropolitan Cities*.
- Kern, Friederike
 (i.Vorb.) *Das Zusammenspiel von Prosodie und Syntax am Beispiel von Türkendeutsch*. Habilitationsschrift, Germanistik: Kommunikationswissenschaft und Linguistik, Universität Potsdam, Januar 2008.
- Kerswill, Paul
 (i.Vorb.) The emergence and diffusion of Multicultural English in London and Birmingham. In: Friederike Kern und Margret Selting (Hg.) (2010).
- Kotsinas, Ulla-Britt
 1988 Immigrant children's Swedish – a new variety? *Journal of Multilingual and Multicultural Development* 9: 129–140.
- Kotsinas, Ulla-Britt
 1998 Language contact in Rinkeby, an immigrant suburb. In: Jannis Androutsopoulos und Arno Scholz (Hg.), *Jugendsprache – langue des jeunes – youth language. Linguistische und soziolinguistische Perspektiven*, 125–148. Frankfurt a. M.: Lang.
- Madsen, Lian Malai
 (i.Vorb.) Features of late modern urban youth style and identity construction among young Taekwondo-Fighters in Copenhagen. In: Friederike Kern und Margret Selting (Hg.) (i.Vorb.).

Quist, Pia

- 2005 New speech varieties among immigrant youth in Copenhagen – a case study. In: Volker Hinnenkamp und Katharina Meng (Hg.), *Sprachgrenzen überspringen. Sprachliche Hybridität und polykulturelles Selbstverständnis*, 145–161. Tübingen: Narr.

Quist, Pia

- 2008 Sociolinguistic approaches to multiethnolect: Language variety and stylistic practice. *International Journal of Bilingualism* 12(1/2): 43–61.

Selting, Margret

- (i. Vorb.) Prosody and unit-construction in an ethnic style: The case of Turkish-German and its use and function in conversation. In: Friederike Kern und Margret Selting (Hg.) (i. Vorb.).

Wiese, Heike

- 2006 „Ich mach dich Messer“: Grammatische Produktivität in Kiez-Sprache. *Linguistische Berichte* 207: 245–273.

Inken Keim, Mannheim (Deutschland)